Žiel

Erinnerungen

aus dem

Leben eines alten Schulmannes

von

E. Ziel,
Professor, Rektor a. D. des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1889.

Erinnerungen

aus dem

Leben eines alten Schulmannes

von

E. Biel,
Professor, Rektor a. D. des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1889.

Vorwort.

Diese kleine Schrift, eine Frucht meiner Ruhestandsmuße, ist in erster Linie für meine Familie, meine Freunde und meine zahlreichen Schüler, sodann auch für weitere gebildete Kreise bestimmt. Speciell für meine Fachgenossen ist sie nicht geschrieben, viel pädagogische Weisheit ist darin nicht enthalten; doch dürften einige von mir berührte, die Gegenwart lebhaft bewegende Fragen des Unterrichts auch ihr Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sein.

Mit den „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" Wieses können und wollen meine anspruchslosen Erinnerungen nicht verglichen werden. Er überschaut von einer hohen Warte aus das gesamte Leben der Schule, an deren Entwickelung er lange Jahre in hervorragender Stellung hervorragend mitgewirkt hat, mit eindringendem, sicherm Blick; ich stehe auf einer vergleichsweise niedrigen Warte mit beschränkter Aussicht, denn über den Gymnasialdirektor hinaus habe ich es nicht gebracht. Aber wie im Leben überhaupt, so mag auch hier das Kleine neben dem Großen einen bescheidenen Platz finden.

Daß ich überall die Wahrheit nach bestem Wissen habe sagen wollen, kann ich mit gutem Gewissen versichern; habe ich mich dennoch hier und da in den Thatsachen oder in der Auffassung von Thatsachen geirrt, oder ist mein Urteil über Personen und Zustände ein unrichtiges oder gar ungerechtes gewesen, so bitte ich deshalb allen Ernstes um Entschuldigung und hoffe, daß man mir in dem Falle um der unabsichtlichen Verschuldung willen mildernde Umstände nicht versagen wird.

Braunschweig, im Februar 1889.

Ernst Ziel.

Inhalt.

I. Schuljahre.

1. In Verden an der Aller (—1832).

Ich bin in Düshorn bei Walsrode im Königreich Hannover am 14. September 1818 geboren, ein echtes Kind der Lüneburger Heide. Diese ist auch heutzutage in vielen Kreisen fast noch ebenso verrufen wie zu der Zeit, als der französische voyageur von dem dort hausenden peuple sauvage des heidsnoukis erzählte. Und in der That, wer die weiten Ebenen derselben nur auf der Bahn durchfliegt, dem mag sie wohl öde, unfruchtbar und aller landschaftlichen Schönheit bar erscheinen. Wie anders würde sein Urteil ausfallen, wenn er sie näher kennte! Fehlt es doch der Heide nicht an ausgedehntem Wald, an zahlreichen Bächen und kleineren und größeren Flüssen, und findet man hier nicht nur die düstere Kiefer, sondern auch große Bestände von Buchen und Eichen. Jedes Dorf, ja fast jedes Gehöft, ist von Bäumen umgeben. Auch ist die große Tiefebene nicht überall flach, es finden sich auch kleinere und größere schön bewaldete Erhebungen mit anmutigen, ja romantischen Plätzen: ich erinnere nur an die Lieth bei Fallingbostel und an den Unterlüß zwischen Celle und Ülzen. Und seitdem man die Kunst gelernt hat, durch Berieselung ödes Heideland in üppige Wiesen zu verwandeln, hat man den Viehstand vermehren und unfruchtbares Land in fruchtbare Saatfelder umschaffen können. Gewiß hat die Lüneburger Heide noch eine große Zukunft, zumal da der Grundbesitz meist in wenigen Händen ruht. Giebt es doch einzelne bäuerliche Höfe — die der sog. Heidkönige —, die eine halbe Quadratmeile umfassen.

Wo ich auch immer in meinem wechselnden Leben gewesen bin, ob in dem lieblichen Leinethale von Göttingen, oder in dem der Innerste in Hildesheim, oder auf den Höhen des romantischen Harzes, oder in dem schönen Dresden ganz nahe der sächsischen Schweiz, — stets hat mich die Sehnsucht hingezogen nach der stillen, feierlichen Einsamkeit der Heide, und von allen Blumen ist mir die Heideblume immer die liebste geblieben. Wie das Meer, so hat auch die Heide ihren magischen Zauber.

Mein Vater, früher Offizier in der englisch-deutschen Legion und nach deren Auflösung auf Halbsold, hatte später eine Civilanstellung im Steuerfach angenommen und war nach Verden a. d. A. versetzt worden. Streng gegen sich selbst wie gegen andere, von seinen Kindern unbedingten Gehorsam fordernd und auf pünktliche Ordnung haltend, war er unparteiisch, gerecht und dabei liebevoll, meine Mutter ein weiches und reiches Gemüt: beider Naturen ergänzten sich vortrefflich in der Erziehung der allmählich heranwachsenden 8 Kinder, die sich ihrer frohen Jugendzeit im Hause dankbar erinnern.

In Verden besuchte ich mit meinem um fast 2 Jahre älteren Bruder Fritz zuerst die Volksschule, später das Gymnasium. Dieses hatte damals nur 5 Klassen von Quinta bis Prima mit etwa 90 Schülern und stand unter Leitung des Rektors Cammann. Dieser, wie viele Theologen der Zeit, war auch ein tüchtiger Philologe: er schrieb eine Vorschule zu Homer, die nicht ohne Wert war. Der gelehrteste aber unter allen Lehrern war Cammanns Nachfolger im Direktorat, der damalige Konrektor Plaß, dessen „Vor- und Urgeschichte der Hellenen" in der gelehrten Welt Aufsehen erregte, wenn auch ihre eigentümlichen, oft barocken Ansichten nicht ohne begründeten Widerspruch blieben. Auch er, wie alle damaligen Lehrer am Domgymnasium, war ursprünglich Theologe; einen besonderen Stand der Philologen kannte man im Hannoverschen noch nicht. Die Lehrerstellen waren meist nur Durchgangsstellen zum Predigtamte. Damals waren die Lehrer am Gymnasium noch verpflichtet, nach einer bestimmten Reihenfolge Predigten im Dom zu halten, die wir Schüler besuchen mußten. Und da erinnere ich mich noch ganz deutlich, daß wir nie lieber zur Kirche gingen, als wenn Plaß an die Reihe kam: seine Predigten waren von allen die kürzesten und dauerten selten über 25 Minuten. Übrigens war er nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch ein sehr anregender und bei den Schülern beliebter Lehrer. Ich habe bei ihm, da er meistens in den obersten Klassen unterrichtete, nur in Tertia, die in dieser Lektion mit Sekunda vereinigt war, den Ovid gelesen, von allen Unterrichtsstunden, die ich in Verden gehabt, weitaus die anziehendste.

Im ganzen aber wurde weniger gelernt als jetzt, weil weder die Lehrer die rechten waren noch ihre Methode. Dazu fehlte es an Ordnung und Zusammenhang in und unter den einzelnen Klassen. Jeder Lehrer arbeitete für sich, unbekümmert um das, was die anderen trieben. Insbesondere schwach war es mit der Mathematik und dem Griechischen, — wenigstens in den mittleren Klassen — bestellt. Von den Accenten hatten wir in Tertia, die ich in Verden durchmachte,

noch keinen Begriff; wir lasen nach der Quantität, und was dabei herauskam, kann man sich denken. Selbst die gewöhnliche Formenlehre haben wir in Göttingen nachlernen müssen. Auch der mathematische Unterricht lag in der Hand der Theologen, und erst in den letzten Jahren unseres dortigen Schulbesuchs bekamen wir einen wirklichen Mathematiker, der sich auch auf Naturwissenschaft verstand, ein Fach, von dem wir bis dahin nichts gehört hatten. Das meiste Gewicht wurde auf das Lateinische gelegt, in dem auch die Lehrer am meisten zu Hause waren. Im Gebrauch war die kleine Brödersche Grammatik, ein bei allem Mangel an wissenschaftlicher Behandlung der Sprache doch überaus praktisches Lehr- und Lernbuch. Die späteren Grammatiken waren zwar wissenschaftlicher, wurden aber immer dicker, und waren mehr zum Nachschlagen als zum Lernen geeignet. Erst in neuerer Zeit hat man das Bedürfnis der Schüler wieder mehr ins Auge gefaßt, — Ernst Berger in Celle ging mit gutem Beispiele voran — und Stegmann hat in seiner vor wenigen Jahren erschienenen Grammatik meines Erachtens Wissenschaft und Praxis aufs glücklichste vereinigt.

Im Jahre 1829 wurde die erste Reifeprüfungsordnung für das Königreich Hannover erlassen. Sie wirkte wie ein Donnerschlag! Ich weiß noch, daß eine Menge Schüler zum Teil schon aus Sekunda zur Universität abgingen, um sich der drohenden Abgangsprüfung zu entziehen. 1830 wurde das Oberschulkollegium mit Fr. Kohlrausch an der Spitze eingesetzt, um das Gesetz durchzuführen und Einheit in das gesamte höhere Schulwesen zu bringen. Er war dazu die rechte Persönlichkeit: zwölf Jahre war er Provinzialschulrat für Westfalen gewesen und hatte hier das Vertrauen und die Liebe nicht nur der Protestanten, sondern auch der Katholiken gewonnen. Er war ungern fortgegangen, aber die Anhänglichkeit an sein engeres Vaterland, er war in Hannover geboren und erzogen, hatte ihn vermocht, die schwere Aufgabe, die seiner hier wartete, zu übernehmen. Ich erinnere mich noch genau, in welcher Aufregung, als er zuerst das Gymnasium zu Verden besuchte, sich nicht nur die Schüler, sondern auch die Lehrer befanden. Wie sehr oder wie wenig er sich durch den Besuch der Lehrstunden befriedigt fühlte, erfuhren wir Schüler natürlich nicht, jedenfalls aber war eine Folge desselben der Übertritt mehrerer Lehrer ins Predigtamt und die Berufung neuer Kräfte.

Zum Schluß meiner Erinnerung an die Verdener Schule will ich noch bemerken, 1) daß zu meiner Zeit, — also bis Michaelis 1832 — die gewöhnliche Umgangssprache unter den Schülern die plattdeutsche (niederdeutsche) war, während ich wenige Jahre später

von meinen früheren Mitschülern, mit denen ich auf der Universität wieder zusammentraf, erfuhr, daß jetzt unter den Schülern meist hochdeutsch gesprochen würde, ein deutliches Zeichen von dem raschen, auch sonst bemerkten Zurücktreten der niederdeutschen Mundart; 2) daß nicht bloß die ultima, sondern auch die prima ratio der Zucht in den unteren und mittleren Klassen der Stock war, den manche Lehrer vom Anfang bis zum Schluß der Stunde nicht aus der Hand legten: mit wie viel Erfolg, brauche ich nicht zu sagen.

In den Sommerferien 1832 machten mein Bruder und ich unsere erste größere Reise, er noch nicht 16, ich noch nicht 14 Jahre alt, nach dem Harz, wohin ein Verwandter, der mit unserm Vater in der englisch-deutschen Legion gedient, uns eingeladen hatte. Da zu der Zeit die Postreisen teuer und noch keine regelmäßige Omnibusverbindungen, geschweige denn Eisenbahnen, vorhanden waren, so machten wir den ganzen weiten Weg zu Fuß; wir übernachteten bis zum Eintreffen in Clausthal viermal und gelangten ohne Fährlichkeit an unserem Bestimmungsorte Altenau an. Eine solche Reise galt damals als ein Wagestück: wir erfuhren hinterher, daß man unsere liebe Mutter deshalb in große Angst versetzt hatte. Unsere vergnüglichen Briefe zerstreuten ihre Besorgnis, die unser Vater, der die Welt besser kannte, nicht geteilt hatte.

Noch liegt mir ein Brief vor, den ich von Wartjenstedt, einem Dorfe zwischen Hildesheim und Goslar, nach Haus geschrieben habe. Ich bemerke darin, daß wir abends eingetroffen, Schinken nebst Eierkuchen mit Salat gegessen, in einem großen Himmelbett geschlafen, morgens Kaffee mit Brot und Butter genossen und von der gutmütigen Wirtin noch ein reichliches Frühstück mit auf den Weg bekommen und für alles 22 Grot (in Verden wurde nach Groten gerechnet, ein Grot = 4 Pf.) bezahlt hätten, also beide zusammen 88 Pf. In einigen Wirtshäusern nahm man von uns sogar noch weniger. So war es möglich, daß, da uns der dreiwöchentliche Aufenthalt bei unseren Verwandten in Altenau nichts kostete, wir beide mit insgesamt etwa 15 Mark die ganze Hin- und Herreise bestreiten konnten, die Kosten für einen viertägigen Ausflug nach dem Brocken und einigen der schönsten Partieen des Unterharzes eingerechnet.

Als wir nach Goslar kamen und nun die Harzberge hinaufstiegen, fühlten wir uns anfangs in unseren Erwartungen einigermaßen getäuscht; denn da wir nie ein Gebirge gesehen hatten — der etwa 20 Fuß hohe sogenannte Windmühlenberg bei Verden war der einzige, den wir kannten —, so bildeten wir uns ein, daß unser Weg, den Brocken beständig in Sicht, uns Schritt für Schritt wie

zur Spitze eines Kegels steil aufwärts führen müsse: vielleicht wird es anderen Bewohnern der Ebene in unserem Alter nicht anders ergangen sein.

Die viertägige Reise im Harz machten wir mit unseren ziemlich gleichalterigen Vettern von Altenau aus, die vergnügteste und genußreichste, die ich je gemacht habe. Wir lebten sehr einfach, sparten das Mittagsessen und begnügten uns mit einem einfachen Abendbrot, schliefen öfter auf einer Streu und machten lange Märsche, einmal von 14 Stunden. Begeistert von der Schönheit der romantischen Thäler und Berge spürten wir die Strapazen nicht. Ich habe im späteren Leben dieselben Gegenden oftmals wieder besucht, den überwältigenden Eindruck aber von damals, namentlich als wir die Roßtrappe erreichten, auf der noch kein Wirtshaus stand, nie wieder empfunden.

Auf dieser Reise begegnete uns ein kleines Abenteuer, das uns viel Spaß machte und unsere Einbildungskraft nicht wenig beschäftigte. Kaum hatten wir Altenau verlassen und den Weg nach dem Brocken angetreten, als der älteste unserer Vettern über heftiges Zahnweh zu klagen anfing. Der Schmerz nahm fortwährend zu und wurde, als wir das „Torfhaus" erreicht hatten, so unerträglich, daß er erklärte, nicht weiter zu können, und uns bat, die Reise ohne ihn fortzusetzen. Das wollten wir nun auf keinen Fall, und doch wäre es uns sehr schmerzlich gewesen, den Ausflug, auf den wir uns so lange gefreut hatten, aufzugeben. Während wir so ratlos und unentschlossen dasaßen und unser Frühstück — das Torfhaus war ein Forsthaus und zugleich Wirtshaus — schweigend verzehrten, trat der alte Förster ins Zimmer, wo unser Vetter den Kopf auf den Tisch gelehnt sprachlos dasaß und vor Schmerz nicht einmal die Frage „was dem jungen Herrn fehle" zu beantworten vermochte. Nachdem wir es statt seiner gethan, sagte er: „Wenn's weiter nichts ist, da wollen wir schon zukommen", ging an sein Schreibpult, beschrieb einen Zettel mit verschiedenen Hieroglyphen, faltete ihn mehrfach zusammen, nahm dann einen rostigen Nagel aus einer Schublade, hielt ihn dem Patienten an den Mund, nahm einen Hammer und trieb damit den Nagel durch das Papier in die Thürbekleidung und rief nach dem ersten Schlage: „Vorbei"? Keine Antwort, nur ein Schütteln des Kopfes. Zweiter Schlag: „Vorbei"? Dasselbe Kopfschütteln. Dritter Schlag: „Vorbei"? Langsames Erheben des Kopfes und — Ja! lautete die Antwort. „Und Sie werden an diesem Zahne nie wieder Schmerzen bekommen". Sprach's und verließ das Zimmer.

Ich will dabei bemerken, daß weder mein Vetter noch wir übrigen

damals oder nachher an Sympathie glaubten, ja daß, als wir merkten, worauf es abgesehen war, wir das Lachen nur mit Mühe verbeißen konnten. Aber die Thatsache war da, der Zahnschmerz war plötzlich verschwunden und kehrte auch während der ganzen Reise nicht wieder.

Als ich vor einigen Jahren den damaligen Patienten, später Professor der Chemie an der Universität Leipzig, besuchte, und wir uns unserer vergnügten Reise und dieses kleinen Abenteuers auf dem Torfhause erinnerten, fragte ich ihn, ob auch die Prophezeiung des Wundermannes eingetroffen sei? „Ja,“ sagte er lachend, „der schadhafte Zahn bröckelte bald von selbst ab und that nun nicht mehr weh“.

2. In Göttingen. (1832—36.)

Michaelis 1832 wurde mein Vater nach Göttingen versetzt, dessen Gymnasium mein Bruder und ich, in Sekunda aufgenommen, 4 Jahre lang besuchten.

Göttingen war damals eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, im lieblichen Leinethale gelegen, im Innern reinlich und freundlich wie wenige Städte der Zeit. Alle Straßen waren gut gepflastert und hatten, zumal die lange Weender und Grohnder Straße, gute Fußsteige. Die Häuser, meist Fachbauwerke aus jüngerer Zeit, — alte Bauten, wie sie Hildesheim und Braunschweig aufzuweisen haben, giebt's mit Ausnahme des Rathauses nicht, Brände und Verwüstungen im 30jährigen Kriege haben dieselben, wenn sie überhaupt vorhanden waren, vernichtet — machen durch ihren sauberen Ölanstrich einen überaus freundlichen Eindruck. Gegen den Ostwind ist Göttingen durch den langgestreckten, hohen Hainberg, der sich bis zur Stadt hinabzieht, geschützt, nach allen übrigen Seiten ist es frei, und erst in der Entfernung einer Stunde erheben sich größere und kleinere Berge mit üppigem Waldwuchs. Der Hainberg war damals, von einzelnen winzigen Anpflanzungen abgesehen, völlig kahl. Man hatte ihn in früheren Jahren abgeholzt, und, wie das auch anderwärts geschehen ist, versäumt, neue Bäume anzupflanzen: spätere Versuche waren mißglückt. Und doch bewiesen die stattlichen Bäume im „Volksgarten“, den der Maurermeister Rohns auf dem Hainberge zu einem vielbesuchten Vergnügungsorte mit prachtvoller Aussicht über das weite Leinethal gemacht hatte, daß verständig angestellte Versuche hätten gelingen können, wie das in späterer Zeit denn auch wirklich der Fall gewesen ist.

In Göttingens nächster Umgebung finden sich außerordentlich liebliche Punkte, die man in ein oder zwei Stunden zu Fuß erreichen

kann: gegen Norden die alte Burg Plesse und der Hardenberg, gegen Süden die beiden Gleichen, in größerer Entfernung der Hanstein. Noch stehen von allen Burgen stattliche Ruinen, die z. T., wie einst der Wirt auf dem Hardenberge als Empfehlung für seine Schenke bekannt machen ließ, „verbessert“ worden sind.

Uns, die wir aus dem flachen Lande hierher versetzt waren, erschien die Gegend zauberisch schön; wir benutzten deshalb jeden freien Mittwoch- und Sonnabendnachmittag gern zu größeren oder kleineren Ausflügen in die Umgegend.

Es gab damals am Gymnasium nur eine Sekunda und eine Prima, in beiden war der Lehrgang zweijährig. Hauptlehrer der Sekunda, in die wir, wie ich oben gesagt habe, aufgenommen wurden, war der Konrektor Geffers, der im Jahre 1842 Direktor der Anstalt wurde. Er war ein wirklicher und vortrefflicher Philologe, in der Schule Dissens und C. Otfried Müllers gebildet, ernsten, zuverlässigen Charakters, von christlicher Gesinnung, in seiner äußern Haltung etwas steif und eckig. Er hielt gute Disciplin, was man nur von wenigen Lehrern der Schule sagen konnte. Bei der Lektüre der Klassiker betonte er freilich noch zu stark die formal-sprachliche Seite, der Inhalt wurde darüber einigermaßen vernachlässigt. Später ist das auch bei ihm anders geworden. Indessen war die vorwiegend sprachliche Behandlung der Schriftsteller damals wohl recht notwendig, da die Mehrzahl seiner Schüler namentlich im Griechischen recht unwissend war, insbesondere wir, die wir unsicher in der Formenlehre und ganz unwissend in der Syntax, von Accenten keinen Begriff hatten und nun griechische Skripta schreiben sollten. Für die Geduld, mit der er sich unserer Schwachheit annahm, bin ich ihm zeitlebens dankbar geblieben. Da wir aber recht fleißig waren und nachzuholen suchten, was in Verden versäumt war, so gelang es uns schon nach einem halben Jahre zu den Besseren der Klasse zu gehören. Mit dem Lateinischen, für das wir in Verden sorgfältiger vorbereitet worden waren, ging es von vornherein besser.

Das Deutsche lag in der Hand eines überaus wohlwollenden, darum auch beliebten, aber recht schwachen Lehrers. Zwar gab er uns immer ein Thema zum Aufsatze, war aber auch zufrieden, wenn wir uns selbst eins wählten. Das letztere wurde in der Regel vorgezogen, da verschiedene Magazine „für Unterhaltung und Belehrung“ benutzt oder auch abgeschrieben werden konnten. Auch diejenigen, die selbständig arbeiteten, wählten sich oft die unpassendsten Themata, ohne deshalb getadelt zu werden. So behandelte ich z. B. in verschiedenen Fortsetzungen das „über den Geist unserer Zeit“! Was

dabei herausgekommen sein wird, kann man sich leicht denken. Das Urteil war regelmäßig dasselbe: „Mein Lieber, ich bin mit Ihrem Aufsatze wohl zu frieden, er ist besser als der vorige“. Um wie viel, wußten wir allerdings nicht, wir freuten uns aber unserer beständigen „Besserung“.

In der Hand desselben Lehrers lag auch der Geschichtsunterricht in den oberen Klassen. Er trug nicht frei vor, sondern lehrte nach einem Geschichtsbuche, das vor ihm lag. Da wir dasselbe Lehrbuch uns zu verschaffen wußten — eingeführt waren nur Kohlrauschs Tabellen —, so brauchten wir in der Stunde nicht aufzupassen, sondern beschäftigten uns wie und womit wir wollten. Für die gelegentlich stattfindenden Wiederholungen jedoch bereiteten wir uns wohl vor und lernten so wenigstens das Gerippe der Geschichte, Namen und Zahlen, was mir für mein späteres Leben von großem Wert gewesen ist. Für Großes und Kleines hatte der Lehrer ein wunderbares Gedächtnis, und das forderte auch uns zum Wetteifer auf: von dem belebenden Geist der Geschichte freilich erfuhren wir nichts.

Der Lehrer der Mathematik in den oberen Klassen war ein Original, wie es trotz der Menge von Schulmeisteroriginalen der früheren und, will ich hinzusetzen, auch der jetzigen Zeit, denn die Originale sind nicht ausgestorben, schwerlich ein zweites irgendwo gegeben haben wird. Es war der Dr. Focke, ein Oldenburger von Geburt, seines Zeichens ursprünglich Barbier und Friseur. Als solcher war er auf seiner Wanderschaft nach Göttingen gekommen und hatte hier den Professor der Mathematik Thibaut zu rasieren gehabt. Frühmorgens, auch im Winter, um 5 Uhr war er zu ihm bestellt, und da dann der Professor erst hatte geweckt werden und sich ankleiden müssen, hatte Focke die Zwischenzeit benutzt, sich in die aufgeschlagen daliegenden mathematischen Bücher zu vertiefen. Bei genauerer Prüfung entdeckte Thibaut in ihm unbestreitbares Talent für diese Wissenschaft. Er nahm sich daher seiner freundlich an, gab ihm selbst Unterricht und versah ihn mit den nötigen Hülfsmitteln, während Focke fortfuhr, von seiner Kunst zu leben. Später sorgte Thibaut dafür, daß er Kollegien besuchen und einige Jahre studieren konnte, darnach auch die Prüfung zum Dr. phil. bestand. Da inzwischen die Stelle eines Mathematikers am Gymnasium zu Göttingen erledigt war, wurde er — wahrscheinlich weil er der Mindestfordernde war — mit einem Gehalte, wie es hieß, von noch nicht 200 Thalern und einer kleinen Dienstwohnung angestellt. Die Schüler hatten seine Laufbahn und sein Äußeres in folgenden Versen verewigt:

Ich bin der Doktor Focke,
Genannt die Fledermaus,
Einst kräuselt' ich die Locke,
Jetzt zieh' ich Wurzeln aus.

Er war ein ganz kleines, zusammengeschrumpftes Männchen mit pockennarbigem, von tausend Runzeln durchfurchtem Gesicht; woran es eigentlich lag, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber an seinem aus einem Stück bestehenden Mantel, dessen Enden wie Flügel hin- und herflatterten: er hatte in der That etwas Fledermausartiges an sich. Mit der deutschen Sprache — fremde kannte er überhaupt nicht — stand er auf gespanntestem Fuße. „Gehen Sie mal an der Tafel", „die übrigen Herren verstehen nichts nicht davon", „ich ziehe eine Kreislinie, schneide ihr in x" und anderes der Art sagte er beständig; „mir" und „mich" brauchte er ohne Unterschied und traf es damit gewöhnlich so verkehrt oder richtig, wie weiland der Feldmarschall Wrangel. Eine ganz besondere Verachtung zollte er den Philologen, die er nur „Vikabelnkrämer" nannte. Er meinte nicht anders, als daß durch sie der Geist verdummt würde. „Mathematik ist die Basis alles Wissens" hat er in jeder Lehrstunde wiederholt, und niemand konnte sich bei ihm besser einschmeicheln, als wenn er mit ihm auf die „Vikabelnkrämer" schalt, er mußte aber recht ehrbar dabei aussehen, wenn er's mit ihm nicht verderben wollte. Den ausgesprochensten Haß hegte er gegen den Magistrat und die einzelnen Stadträte — im Hannoverschen Senatoren genannt —, sowie die Professoren, dem er namentlich dann Luft machte, wenn Söhne von solchen in der Klasse waren. War er mit diesen unzufrieden, so hatten es die Väter auszubaden. Mit mir in einer Klasse saß ein Sohn des Hofrats Dahlmann; einmal war er mit ihm unzufrieden und fuhr ihn also an: „Ha! Dahlmann, deinen Vatter müßte der Brotkorb auch höher gehängt werden." Warum er den Magistrat haßte, der ihn so kümmerlich dahin leben ließ, erklärt sich leicht, warum die Professoren, ist schwerer zu erklären, da er doch einem unter ihnen so viel zu verdanken hatte, vermutlich weil die meisten unter ihnen von der „Basis alles Wissens" wenig oder „nichts nicht" verstanden.

Daß er von der schönen Litteratur nichts wußte und wissen wollte, sondern deren Erzeugnisse als „Krimskram" und „Narrenteidinge" aufs tiefste verachtete, brauche ich kaum zu sagen. Um so wunderbarer ist es, daß er eine Ausnahme machte mit Goethe und zwar nur mit dessen Faust, dessen ersten Teil er so ziemlich auswendig konnte. Das ging so zu. Ein Freund hatte ihn einst auf das Hexeneinmaleins aufmerksam gemacht und um seine Meinung befragt. Das

hatte ihn interessiert, er hatte es eifrig studiert und mit Hülfe der verschiedensten Rechnungsarten die „richtige Lösung" gefunden! Er hatte dieselbe Goethe zugeschickt, und dieser soll herzlich darüber gelacht haben. Seit der Zeit war er überzeugt, daß er den Faust richtig verstanden habe und nur er allein, denn alle Erklärer — er hatte übrigens nie einen in der Hand gehabt — hätten „nichts nicht davon" verstanden. In Goethe aber sah er fortan einen tiefsinnigen, großen Mathematiker. Manche Stunde haben wir statt mit Mathematik mit der „Erklärung" von Goethes Faust verbracht, und je mehr Unsinn dabei zu Tage kam, desto größer unser Vergnügen.

Daß wir bei solchem Unterricht von Mathematik wenig lernten, ist selbstverständlich; unser Wissen beschränkte sich auf einzelne Formeln und den angelernten Beweis von einigen Lehrsätzen. Ein Rätsel würde es unter diesen Umständen sein, wie es uns möglich war, die Reifeprüfung zu bestehen; dasselbe aber löst sich, wenn ich bemerke, daß wir im letzten Primajahre Privatstunden bei ihm nahmen und aus ihnen den Schatz von Auflösungen mit nach Hause brachten, die für das Examen nötig waren.

Dennoch muß ich der Wahrheit gemäß hinzufügen, daß auch aus seinem Unterricht immer einige tüchtige Mathematiker hervorgingen, unter denen ich nur einen meiner Mitschüler, den nachher so berühmt gewordenen Chemiker Kolbe, der vor wenigen Jahren in Leipzig gestorben ist, nennen will. So gewiß ist es, daß einer mit besonderen Anlagen es unter jedem Lehrer zu etwas Tüchtigem bringen kann.

Sollte man hiernach meinen, daß wir vor diesem Lehrer keinen Respekt gehabt hätten, so wäre das zwar ein ganz natürlicher Schluß, aber doch ein Irrtum. Im ganzen ging es in seinen Stunden ruhig und ordentlich zu. Einmal dauerte uns der Mann, der sein Leben bis in seine alten Tage hinein kümmerlich fristen mußte, sodann weil er, wenn auch ein seltsamer, doch durchaus redlicher und ehrenwerter Charakter war, endlich — weil wir uns vor seinen Zornesausbrüchen fürchteten. Er nannte uns dann auch in Prima „Du" und „Ihr" und war mit einer wahren Flut von Scheltworten bei der Hand. „Elendes Gesindel", „Lümmel", „Pöbelvolk", „Straßenjungen" waren noch nicht die schlimmsten.

Ich habe den Mann geschildert, wie er war, und nichts in der so gewöhnlichen Schülerübertreibung hinzugethan: diejenigen meiner Leser, die diesen Sonderling etwa selbst noch als Lehrer gehabt haben, werden bezeugen, daß ich eher hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, als über dieselbe hinausgegangen bin. Unerklärlich scheint es nur, wie

ein solcher Zustand so lange Jahre auch unter vorzüglichen Direktoren, wie sie Göttingen zu der Zeit und später besaß, hat dauern können.

Direktor des Gymnasiums war damals August Grotefend, Neffe des Direktors des Lyceums (Gymnasiums) zu Hannover Grotefend, der sich durch Entzifferung der assyrischen Keilschrift und durch seine Forschungen über die umbrische Sprache einen Namen in der gelehrten Welt gemacht hatte. Auch unser Direktor war ein gelehrter Philologe, bekannt durch seine lateinische Grammatik und seine Materialien zu lateinischen Stilübungen mit einem Kommentar, der auch noch jetzt geschätzt wird. Aber er war mehr als ein Gelehrter, ein vorzüglicher Lehrer und ein Direktor, wie er sein soll, der mit mittelmäßigen Kräften — nur an einigen wenigen Lehrern fand er Unterstützung — doch viel auszurichten verstand. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet; gelegentlich trat er, was uns besonders imponierte, selbst in Prima für den Mathematiker ein, wenn dieser einmal abgehalten war, seine Lektion zu halten. Seine Stunden waren lehrhaft und anziehend zugleich; die Schriftsteller behandelte er sprachlich und sachlich gleich eingehend und auch für die Kritik, der er mehr Zeit widmete, als jetzt gewöhnlich zu geschehen pflegt, wußte er uns zu interessieren. Auch wenn er nur mit einem zu thun hatte, wie z. B. bei der Rückgabe der lateinischen Aufsätze, verstand er durch Hin- und Herfragen die ganze Klasse zu beschäftigen, so daß jeder glaubte, es handle sich um ihn, während doch ein anderer an der Reihe war. Selbst Ciceronianer, wünschte er, daß wir den Stil Ciceros uns zum Muster nähmen; insbesondere aber und mit Recht war ihm der Mischmasch des Stils der verschiedensten Schriftsteller zuwider.

Obgleich alle seine Stunden, wie trocken auch der Stoff an sich mitunter sein mochte, doch durch die geschickte Behandlung anziehend waren, so vor allen seine Tacitusstunden. Hier konnte er, was sonst seine Sache nicht war, selbst pathetisch — im guten Sinne des Worts —, ja hinreißend werden. Vorzugsweise war er Lateiner, weniger Grieche, aber im Griechischen wurde er durch Geffers vortrefflich ergänzt.

Bei aller seiner Gelehrsamkeit klebte ihm doch nichts Kleinliches oder Pedantisches an, etwas, was man von einem damaligen Lehrer kaum trennen konnte. Er war ein Gentleman äußerlich und innerlich, von stattlicher Gestalt und wohlwollendem Gesichtsausdruck, dabei ein Mann von den vielseitigsten Interessen. In der Musik war er nicht nur ein tüchtiger ausübender Künstler, sondern auch ein geschätzter Komponist.

Und der Mann mußte in der Blüte seiner Jahre — er war kaum 38 Jahre alt — sterben! 1835 hatte ihn ein leichter Schlag-

anfall getroffen; wohl raffte er sich nachher wieder auf, aber immer nur auf kurze Zeit und mit großer Anstrengung. Zu unbeschreiblichem Schmerz seiner Schüler, unter großer Teilnahme der Universität, der er seit kurzem als Professor angehörte, und der ganzen Bürgerschaft starb er im Februar 1836: eine liebenswürdige Persönlichkeit, ein hervorragender Gelehrter und Lehrer und ein Direktor von Gottes Gnaden, wie es nicht viele gegeben haben wird.

Während des nun folgenden Interimistikums bestanden mein Bruder und ich die Reifeprüfung zu Michaelis 1836, er um Theologie, ich um Philologie zu studieren.

Werfe ich hier einen Rückblick auf die Zustände der Schule, wie sie namentlich vor Einsetzung des Oberschulkollegiums und Einführung der Reifeprüfung (Maturitätsexamen) im Hannoverschen waren, und vergleiche sie mit den heutigen, so muß ich es unbedingt als Thatsache hinstellen, daß die ersteren, von denen als „der guten alten Zeit" so oft die Rede ist, zurückzuwünschen, nichts als Thorheit ist. Sicherlich reden solche laudatores temporis acti nicht aus Erfahrung. Denn kann ich auch nur von zwei Gymnasien der damaligen Zeit reden, so habe ich doch von Amtsgenossen erfahren, daß es auf den übrigen Gymnasien nicht bloß Hannovers, sondern auch Sachsens und anderer Staaten — mit einer oder der anderen rühmlichen Ausnahme — nicht besser stand. In Preußen allein war das gesamte Schulwesen seit längerer Zeit schon einheitlicher und darum zweckmäßiger geordnet.

Vor dem Jahre 1830 fehlte es nicht nur an Zusammenhang unter den Schulen derselben Kategorie, sondern auch unter den einzelnen Klassen derselben Anstalt; im ganzen verfuhr jeder Lehrer auf eigene Hand, unbekümmert um die übrigen. Von dem Verfasser des bekannten lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbuchs Lünemann, der in Göttingen die erste Stelle nach dem Direktor bekleidete, ist es bekannt, daß er nie und unter keinen Umständen eine Vertretungsstunde selbst für einen erkrankten Kollegen übernahm. Dazu kam, daß die meisten Lehrer für das Lehramt weder genügend vorbereitet noch mit dem rechten Interesse erfüllt waren, weil sie ihr Amt meist nur als Durchgang für das Predigtamt betrachteten.

Die natürliche Folge war, daß auf den alten Schulen viel weniger gelernt wurde, als auf den jetzigen, und wenn dennoch sehr tüchtige Männer aus ihnen hervorgingen, so lag das teils an einzelnen tüchtigen und anregenden Lehrern, deren auch damals wohl jede Schule einen oder mehrere hatte, teils an der unverwüstlichen

Kraft des Talents, das sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, ja selbst ohne Lehrer, Bahn bricht und entwickelt.

Ich glaube bei Kundigen sicherlich keinem Widerspruch zu begegnen, wenn ich behaupte, daß für die mittleren Köpfe, die doch immer die Mehrheit bilden, damals ungleich schlechter gesorgt war als jetzt, und daß die Durchschnittsbildung der Abgehenden ungleich niedriger stand als heutzutage.

Daß in meiner Jugend allerdings nicht über Überbürdung geklagt wurde und geklagt werden konnte, ist richtig; es arbeiteten eben Lehrer wie Schüler weniger, weil außer für das Lateinische und etwa das Griechische die Kraft der Letzteren kaum in Anspruch genommen wurde. Mathematik, das Deutsche und die neueren Sprachen lagen meist im Argen, Unterricht in der Physik wurde nur an wenigen Anstalten in den ersten Anfängen erteilt. Jetzt ist das ganz anders geworden; die Lehrer alle sind für die Fächer, die sie zu vertreten haben, tüchtig vorgebildet und nehmen auch für die sogenannten Nebenfächer die Arbeitskraft ihrer Schüler in Anspruch, und nur da, wo dies von einzelnen über Gebühr und ohne Rücksicht auf die gesamte Leistungsfähigkeit derselben geschah, hat mit Recht von Überbürdung die Rede sein können. Nachdem dagegen von staatswegen ernstlich eingeschritten ist — übrigens hat man, meiner Erfahrung nach, von einzelnen Ausschreitungen, die unzweifelhaft vorgekommen sind, ausgehend, das ganze heutige Schulwesen dafür mit Unrecht verantwortlich gemacht und die Fehler, die das Haus treffen, der Schule zugeschoben, überhaupt aber die ganze Sache in unverständiger Weise aufgebauscht —, kann von Überbürdung an den Gymnasien im allgemeinen nicht mehr die Rede sein.

Ich hoffe, durch diese wahrheitsgetreue Schilderung der alten Schule, wie sie mir aus Erfahrung bekannt geworden ist, beigetragen zu haben, die irrige Ansicht von der „guten alten Zeit", gleichsam „dem goldenen Zeitalter" der Schule, die noch in so vielen Köpfen spukt, zu berichtigen.

II. Universitätsjahre.

Göttingen. (Michaelis 1836—Michaelis 1839.)

Nach bestandener Reifeprüfung hatten wir bis zum Beginn der Vorlesungen fast 4 Wochen Ferien. Dies ist für den angehenden Studenten die schönste Zeit seines Lebens, die einzige von aller Sorge

frei. Vorher und nachher hat ein fleißiger Schüler oder Student auch in den Ferien zu arbeiten, dies sind die einzigen, in denen er nichts Bestimmtes zu thun hat, und die er daher ohne Bedenken benutzen kann, wie er will. Ich habe in ihnen mich vorwiegend mit Shakespeare und Goethe beschäftigt, und damals zuerst, wo ich sie mit Muße lesen konnte, ihre Größe und Erhabenheit bewundern lernen. Die Bewunderung für beide ist mir für mein ganzes Leben geblieben, und je eingehender später meine Beschäftigung mit ihnen wurde, von Jahr zu Jahr gewachsen.

Im Oktober fand der Beginn der Vorlesungen statt. Man belegte sie damals bei den Professoren selbst und zahlte ihnen persönlich das Honorar. Diese Sitte war für beide Teile peinlich: nicht ohne Verlegenheit legte der Student seinen Louisd'or — dies der gewöhnliche Preis — auf den Tisch, nicht ohne Verlegenheit nahm der Professor ihn an; auch wurde es diesem nicht leicht, ein persönlich angebrachtes Gesuch um Erlaß des Honorars abzuschlagen, und doch konnte er es, außer im Falle eines Armutszeugnisses, nicht immer bewilligen, weil er auf den Ertrag seiner Vorlesungen mit angewiesen war. Ganz gewöhnlich aber war es damals, daß, wenn man zwei Vorlesungen bei einem und demselben Professor belegte, die eine frei gegeben wurde.

Durch Errichtung einer Quästur, wie in anderen Universitätsstädten, ist diese patriarchalische, für beide Teile aber recht unangenehme Sitte beseitigt.

Mit Ehrfurcht betrat ich zum erstenmal den Hörsaal; glaubte ich doch, wie gewiß viele mit mir, die Herren Professoren wären so gelehrt, daß sie über alle Rätsel des Lebens die zuverlässigste Auskunft zu geben vermöchten. Daß sie Menschen wären, wie wir, oft zweifelnd, schwankend, irrend, einander widersprechend, erfuhren wir erst allmählich: für mich wenigstens eine peinliche Enttäuschung.

Göttingen stand zu Anfang meiner Studien im Zenith seines Ruhms. Männer wie Gauß, Weber, Dahlmann, die Gebrüder Grimm, C. Otfried Müller, Ewald, Herbart, Langenbeck waren Gelehrte ersten Ranges, denen sich andere mehr oder weniger ebenbürtige anschlossen. Ihr Name lockte denn auch Studenten von allen Seiten heran, so daß im Winter des Jahres 1837 die Zahl derselben über 900 betrug. Das war für Göttingen und für die Zeit überhaupt, wo es viel weniger Studierende gab als jetzt, eine sehr bedeutende Zahl. Im folgenden Jahre sank sie aus später anzuführendem Grunde unter 600.

Auf Veranlassung des Geh. Justizrats Mitscherlich, des bekannten Herausgebers des Horaz, der, in freundnachbarlicher Verbindung mit

meinen Eltern stehend, als k. Kommissar bei der Reifeprüfung mich hatte näher kennen lernen, meldete ich mich sofort zum Eintritt in das philologische Seminar. Ich selbst hätte damit gern noch gewartet, um besser dafür vorbereitet zu sein, folgte aber dem mir gegebenen Rate. Das Seminar stand damals unter Leitung Mitscherlichs, C. O. Müllers und Dissens, des letzteren freilich nur dem Namen nach, da er seiner Kränklichkeit wegen meiner Zeit weder eine Vorlesung halten noch die Seminarübungen leiten konnte.

Die Prüfung bei Mitscherlich bestand ich leidlich. Freilich machte mir Theokrit, den er mir vorlegte, der Mundart wegen Schwierigkeiten, da wir ihn auf der Schule nicht gelesen hatten; aber mit freundlicher Einhülfe ging es, und mit dem Lateinsprechen, auf das der alte Herr großes Gewicht legte, war er wohl zufrieden. Die Prüfung bei O. Müller verlief sehr günstig, hauptsächlich darum, weil er ein vorzüglicher Examinator war und von einem der Schule eben Entwachsenen nicht mehr verlangte, als man billigerweise verlangen kann. Er wählte eine Stelle aus dem von uns in der Schule nicht gelesenen Oedipus Rex des Sophokles aus, nicht einen Chorgesang. Die Übersetzung war deutsch, die Erklärung lateinisch. Nach etwa einstündiger Prüfung sagte er mir — mit Mitscherlich hatte er schon gesprochen — die Aufnahme zu, bemerkte aber, daß ich auch noch dem Hofrat Dissen meinen Besuch machen müßte, obgleich er mich wahrscheinlich nicht vorlassen würde, da er jetzt gerade recht schwach sei. Ich hatte schon von anderer Seite gehört, daß er seit längerer Zeit keine Aspiranten zum Seminar mehr geprüft habe. So ging ich denn frohen Mutes zu ihm, ließ mich melden und — wurde angenommen. Kaum hatte ich die Thürschwelle überschritten, als er mir von fern zurief: „Haben Sie geraucht?" Ich antwortete der Wahrheit gemäß mit „Nein", da ich an dem Morgen noch keine Zeit dazu gefunden hatte. Hätte ich gewußt, was von meiner Antwort abhing, daß er nämlich, hätte ich „Ja" gesagt, bei seiner Empfindlichkeit und seinem krankhaften Widerwillen gegen das Rauchen mich auf der Stelle ungeprüft weggeschickt haben würde, ich weiß nicht, ob ich der Versuchung widerstanden hätte, mich der drohenden Prüfung durch eine sogenannte Notlüge zu entziehen. Glücklicherweise entging ich dieser Versuchung durch meine Unwissenheit.

Zunächst befragte er mich über das, was ich in der Schule gelesen hatte, und legte mir dann den ersten Chorgesang aus Sophokles' Ajax vor, den wir in der Schule nicht gehabt hatten. Nachdem ich die ersten 10 Verse gelesen hatte — das anapästische Metrum machte keine Schwierigkeit —, sagte er: verte! Ich fing also an, deutsch zu

übersetzen, da aber hieß es: latine! Das war von einem, der eben von der Schulbank kam, offenbar zu viel verlangt. Ich hatte genug zu thun, um den Sinn herauszubringen, nun sollte ich auch zugleich die Übersetzung in lateinischer Sprache liefern! Natürlich ging es ziemlich stümperhaft, wenn ich auch die gelegentlichen grammatischen Fragen ganz gut zu beantworten wußte. Zum Schluß der Prüfung erwartete ich nichts anderes, als daß er mir sagen würde, ich sei noch nicht reif fürs Seminar. Zu meinem Erstaunen kam es umgekehrt. Er sagte, er sähe aus dem Examen, daß ich in einer guten Schule gewesen, und gab mir seinen Rat, wie ich für die Zukunft meine Studien einzurichten hätte. Meinem Eintritt ins Seminar stände nichts entgegen.

Da ich das unzweifelhaft richtige Gefühl hatte, daß mein Examen bei ihm ein recht mittelmäßiges gewesen war, so schließe ich aus dem Endergebnis, daß andere Bewerber vor mir es noch schlechter gemacht hatten: jedenfalls konnte seine Zufriedenheit mit dem meinigen nur eine sehr verhältnismäßige gewesen sein.

Ich hörte im ersten Halbjahr Vorlesungen bei Dahlmann, von Leutsch, Gervinus und O. Müller, dessen Vorlesungen ich in den folgenden Jahren so ziemlich alle besucht habe.

Dahlmann, der berühmte Historiker und Staatsrechtslehrer, eine hohe, männliche Gestalt, hatte zu Anfang jeder Vorlesung etwas Befangenes, das sich erst im Laufe derselben verlor. So jung und unerfahren ich war, hatte ich bei ihm das unmittelbare Gefühl einer festen, gediegenen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit: kein Wort, das nicht seiner Überzeugung entsprach. Sein Vortrag war weder glänzend noch fließend, er sprach niemals frei, sondern hielt sich beständig an sein Heft, wie das damals in Göttingen überhaupt die Regel war. Warm wurde er mitunter, pathetisch nie, gelegentlich satirisch, wie wenn er von dem schwachen Kaiser Friedrich III. (IV.), dem zu Deutschlands Unglück eine dreiundfünfzigjährige Regierung beschieden war, sagte, in einem Stücke sei er allen seinen Gegnern überlegen gewesen: er habe sie sämtlich totgelebt.

Ein Mann von konservativen Grundsätzen ging er stets von den „gegebenen“ Zuständen aus, wollte diese aber im Geiste echter Freiheit allmählich entwickelt wissen: jeder Überstürzung war er abhold. Er sprach in kurzen, markigen Sätzen, Ciceronianische Perioden liebte er nicht, sie hätten auch seinem Charakter nicht entsprochen. Bei den Studierenden stand er in hoher Achtung und Verehrung, auch ehe die Katastrophe von 1837 hereinbrach.

Mit wahrer Begeisterung, die sich mit jedem Halbjahre steigerte,

hörte ich bei O. Müller. Noch jetzt, nach 50 Jahren, steht er lebendig vor mir, und es bedarf nicht seines übrigens wohlgetroffenen Bildes, das in meinem Arbeitszimmer neben dem von Kohlrausch hängt, um mir sein geistreiches, mildes, heiter und schalkhaft lächelndes Antlitz wieder vorzuführen. Er machte uns zuerst mit dem Geist des Altertums vertraut, von dem wir bis dahin nur eine dürftige Vorstellung gehabt hatten. Und jede seiner Vorlesungen war von hohem Interesse, gleichviel ob sie sich mit den griechischen Tragikern, oder dem Pindar, oder dem Thukydides, oder dem Persius und Juvenal, oder den an sich trockenen Schriftstellern de re rustica, oder der lateinischen und griechischen Grammatik beschäftigte. Griechische Altertümer, Mythologie, Archäologie, kurz, alle Gebiete der Philologie umfaßte er wie sein großer Lehrer Böckh mit gleich weitem Blick; erst nach ihm begann mehr und mehr die Spezialisierung der philologischen Wissenschaft.

Ich wurde ihm näher bekannt einmal als Mitglied des philologischen Seminars, sodann als Mitglied der von ihm gegründeten sogenannten Müllerschen Societät; fast jeder Professor der Philologie — so von Leutsch, Schneidewin, Wieseler — hatte eine solche Societät, die er persönlich leitete. Da hier nur lateinisch gesprochen wurde, so erlangten die meisten von uns eine große Fertigkeit auch im mündlichen Gebrauch dieser Sprache. Nachdem ich während des ersten Studienjahres der von Leutschschen Gesellschaft angehört hatte, trat ich in die Müllersche ein, die insofern von den übrigen verschieden war, als sie nicht von Müller persönlich, sondern von einem aus den Mitgliedern frei gewählten Vorsitzenden geleitet wurde. Die Arbeiten aber wurden ihm regelmäßig eingereicht, von ihm durchgesehen und beurteilt. Diese Einrichtung hatte den Vorzug, daß die Studierenden, nicht eingeengt durch die Autorität des Lehrers, die vorkommenden Fragen frei besprechen konnten und erst hinterdrein das maßgebende Urteil über Wert oder Unwert der Arbeit empfingen.

Ein Jahr lang bin ich Vorsitzender dieser Gesellschaft gewesen und habe ihr auch nach Beendigung meiner Studien als Probekandidat am Gymnasium zu Göttingen noch angehört. Sie wurde auch nach O. Müllers Tode unter Leitung des noch lebenden Professors Wilhelm Müller in Göttingen, der ein ebenso tüchtiger klassischer wie germanistischer Philologe ist, eine Zeitlang fortgeführt.

Durch diese Gesellschaft traten die Mitglieder derselben einander so nahe, daß aus Bekanntschaften Freundschaften wurden, die fürs Leben dauerten. Wie ich, so werden gewiß alle Mitglieder derselben, so viele davon noch leben — und deren werden sehr wenige sein —, mit Befriedigung und Dankbarkeit auf die schöne Zeit gemeinschaft-

licher Arbeit und daran sich schließenden harmlosen Vergnügens zurückblicken.

Bei Herbart habe ich nur Logik gehört. Im ganzen wurde systematische Philosophie zu meiner Zeit von den Philologen vernachlässigt. Ich habe das später oft bedauert und als einen Mangel empfunden; auch für einen Philologen ist das Studium der Philosophie sehr nützlich, und es genügt nicht, sich mit der Geschichte derselben allein zu beschäftigen, was wir allerdings unter Ritters Anleitung thaten. Logik hörte ich mit einer großen Zuhörerzahl im heißen Sommer nachmittags von 4—5 Uhr. Das Lokal war so beschaffen, daß ein Teil — ein Anbau — von dem Vortragenden nicht übersehen werden konnte. Hier waren die Plätze, die am meisten gesucht und gern zu einem Schläfchen benutzt wurden. Ich hatte meinen Platz im Hauptsaale und mußte wach bleiben, so schwer mir das auch zuweilen bei einer kolossalen Hitze und der mitunter trockenen Materie wurde. Oft hielt ich mich nur aufrecht durch die Spannung, ob Herbart den angefangenen Satz zu Ende führen oder darin stecken bleiben würde. Er sprach nämlich in so verschlungenen und kunstvollen ciceronianischen Perioden, daß letzteres sich wohl erwarten ließ. Es geschah aber nie, seine Perioden verliefen immer rund und glatt, wie ich das bei keinem andern Professor gefunden habe. Dabei sprach er vollkommen frei, ohne Heft; nur seinen gedruckten Leitfaden, der auch in unseren Händen war, hatte er vor sich, um uns gelegentlich darauf zu verweisen.

Wenn man einen periodischen Stil nach ciceronianischer Art für unsere Sprache für den angemessenen und berechtigten hält, was ich nicht thue, so hat es vielleicht nie einen größeren Stilisten gegeben als ihn, wenigstens habe ich nie einen gekannt. Daß eine solche Sprache aber für den Hörer auf die Dauer etwas Ermüdendes hat, kann ich aus Erfahrung bezeugen.

Von Gestalt war Herbart mittelgroß und wohlbeleibt und machte den Eindruck einer vornehmen Persönlichkeit. Daß ich nicht mehr bei ihm hörte, hatte auch darin seinen Grund, daß er durch sein Verhalten der Göttinger „Sieben" gegenüber sich bei der Studentenschaft überaus mißliebig gemacht hatte. Er hatte nämlich als Dekan der philosophischen Fakultät bei einer Audienz in Rotenkirchen, wo König Ernst August sich der Jagd wegen aufhielt, sich im Namen der Fakultät mißbilligend über den von den Sieben gethanen Schritt ausgesprochen, wogegen denn andere sechs Professoren, voran O. Müller, einen energischen Protest veröffentlichten. Infolgedessen erwartete man auch ihre Absetzung, doch wagte die Regierung nicht, den früheren Schritt

zu wiederholen, die Universität hatte schwer genug an dem ersten zu tragen. Man begnügte sich also damit, den Protest einfach zu — übersehen.

Ein Gegenstück zu Herbart war Gervinus.

Wie jener die kunstvollsten Perioden bildete und immer glücklich zu Ende führte, so endete dieser selten einen längeren Satz so, wie er ihn begonnen hatte: Anakoluth über Anakoluth. Und doch! Wie Herbarts Vortrag trotz aller Schönheit etwas Einschläferndes — wenigstens für mich — hatte, so wußte Gervinus die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer stets zu fesseln und rege zu halten. Bei jenem war man gespannt, ob er denn nicht endlich einmal stecken bleiben, bei diesem, ob er nicht endlich einmal eine Periode dem Anfang entsprechend beendigen würde. Es war dies Folge seiner Lebendigkeit, die ihn selbst hinriß und über den Gedanken die Form vernachlässigen ließ, und die ebenfalls seine Zuhörer hinriß und in stetiger Aufmerksamkeit erhielt. Wie in Herbart der Norddeutsche — er war von Geburt ein Oldenburger —, so war in Gervinus der Süddeutsche nicht zu verkennen. Seine Vorlesungen über deutsche Litteratur, sein Publikum über Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, der kürzlich erschienen war, und dessen Unechtheit er zuerst unwiderleglich bewies, waren ebenso lehrreich wie fesselnd.

Daß er nach 1866 der Entwickelung der deutschen Verhältnisse unmutig und grollend gegenüberstand, habe ich lebhaft bedauert und kaum begriffen; daß er aber meinte, bei Dahlmann würde, wenn er die Zeit erlebt hätte, derselbe Fall eingetreten sein, ist ein schon von anderen genugsam widerlegter Irrtum.

Obgleich nicht Theologe, besuchte ich doch auch einige theologische Vorlesungen bei Lücke, Ewald und Gieseler. Der letztere war der gelehrteste und anerkannt gediegenste Kirchenhistoriker der Zeit, aber ein langweiliger Dozent, darum wurde bei ihm viel „geschwänzt". Nun hatte er zur Kontrole des Besuchs die Einrichtung getroffen, daß er im Halbjahr mehrere Mal einen sogenannten Präsenzbogen herumgehen ließ. Wessen Name jedesmal darauf stand, dem wurde die Censur „sehr fleißig", wessen Name einmal, dem „fleißig besucht", wessen Name keinmal, dem „belegt" erteilt. Nun hatten die Zuhörer untereinander meist die Verabredung getroffen, daß für den Fehlenden ein Nachbar oder Bekannter unterschrieb, wobei es denn gelegentlich vorkam, daß ein Name verkehrt geschrieben wurde (z. B. Meyer statt Meier), oder daß der Name des Fehlenden gar zweimal von zwei Freunden aufgeschrieben wurde, wie das auch dem meinigen einmal begegnet ist. Offenbar war diese Art der Beaufsichtigung von mehr als zweifelhaftem Wert, doch wurde sie von ihm, wie ich gehört habe, auch später beibehalten.

Der Kirchenvater, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte eine so zahlreiche Nachkommenschaft — 24 Kinder von zwei Frauen —, daß, wenn sie ihm auf der Straße begegneten, er sie, wie man sagte, von fremden nicht habe unterscheiden können! Übrigens war er ein nicht nur um die Wissenschaft, sondern auch um die Stadt Göttingen hochverdienter Mann. Viele Jahre hindurch war er Wortführer der Stadtverordneten (Bürgervorsteher im Hannoverschen genannt) und stand an der Spitze von zahlreichen milden Stiftungen und Vereinen, auch leitete er als „Meister vom Stuhle", wie erzählt wurde, die Loge zu Göttingen mit seltenem Geschick.

Er war ein Ehrenmann durch und durch.

Bei Ewald hörte ich, um das Hebräische, das ich auf der Schule angefangen, nicht ganz zu vergessen, Psalmen und außerdem biblische Theologie. Auch er gehörte zu den wenigen Professoren, die frei vortrugen, nur die Citate, die er gab, hatte er auf einen kleinen Zettel geschrieben. Er war ein geistreicher, anregender Lehrer, sein Vortrag voll Leben. Gesenius in Halle, der überall für einen der bedeutendsten Orientalisten galt, kam bei ihm sehr schlecht weg; er behandelte ihn als wenig mehr denn einen Ignoranten, natürlich mit dem größten Unrecht. Im Leben war er ein Kind und von kindlichster Naivetät. Man erzählte von ihm, und die Geschichte ist durchaus glaublich, daß, als ein Kollege ihn einst gefragt: „Haben Sie denn von der Schlacht bei Bovénden gehört?" (Dies ist ein kleiner Flecken in der Nähe Göttingens, scherzhaft gern französisch ausgesprochen, wo zwischen Studenten und Bürgern eine der gewöhnlichen Schlägereien stattgefunden hatte), er sofort nach dem Lesemuseum geeilt sei, um die Zeitungen nach dieser Schlacht zu durchstöbern, und sich gewundert habe, in ihnen kein Wort davon zu finden.

Von seinem kindlichen — um kein stärkeres Wort zu gebrauchen — Eigensinn kann ich aus eigner Erfahrung die nachfolgende Probe mitteilen. Es war meiner Zeit Sitte, daß, wenn der Professor einmal seine Citate so rasch gegeben hatte, daß die Studenten nicht nachgekommen waren, sie mit den Fingern bescheiden an den Tisch klopften, worauf dieselben dann wiederholt wurden. Als dies einst auch bei ihm geschah, sagte er ganz ärgerlich: „Und ich sage es doch nicht, und ich sage es doch nicht, und wenn Sie nicht aufhören, gehe ich weg!"

Vom praktischen Leben verstand er weniger als ein Kind. Umsomehr war es zu bedauern, daß nach der Einverleibung Hannovers in Preußen die deutsch-hannoversche, d. h. welfische Partei ihn zu bestimmen wußte, wiederholt ein Mandat für den Reichstag anzunehmen

und sich hier durch seine wundersamen Reden lächerlich zu machen. Diese traurige Rolle hätte man dem ebenso gelehrten wie ehrenwerten Manne ersparen sollen.

Abt Lücke verband mit umfassenden und feinen Kenntnissen eine große Liebenswürdigkeit im Benehmen. Als ich bei ihm seine Vorlesung über die Korintherbriefe belegte, gab er mir das Honorar zurück, indem er sagte, es freue ihn jedesmal, wenn ein Philologe bei ihm höre. Er war selbst ein feiner Philologe, und man konnte auch als solcher bei ihm lernen. Lateinisch sprach und schrieb er vortrefflich. Wenn auch im ganzen positiv, huldigte er doch dem Grundsatze der Akademie, daß man über das Wahrscheinliche nicht leicht hinauskomme. Darum hatten denn seine Erklärungen und Ansichten oft etwas Schwankendes und Unsicheres: eine größere Entschiedenheit würde seinen Zuhörern mehr imponiert haben. Es war das aber ein Ausfluß seiner Bescheidenheit, die ihn von absprechenden Urteilen zurückhielt.

Ich bewahre ihm eine dankbare Erinnerung.

Bei von Leutsch habe ich verschiedene Kollegien über Sophokles und Aristophanes gehört. Er war ein Mann von staunenerregender Gelehrsamkeit, und ein junger Philologe lernte, was eine Hauptsache ist, bei ihm arbeiten; doch waren seine Vorlesungen geistlos und langweilig. Schneidewin als Lehrer habe ich nur im Seminar kennen gelernt, in das er nach Dissens Tode mit v. Leutsch eintrat; gehört habe ich bei ihm nicht.

Im September 1837 feierte die Universität ihr hundertjähriges Jubiläum. Es war ein großartiges Fest, dessen Erinnerung allen Mitfeiernden unvergeßlich geblieben ist. Schon während des ganzen Sommers wurden dazu von allen Seiten die Vorbereitungen getroffen. Die Studenten versammelten sich fast täglich zu sogenannten Beratungen je nach Corps, Landsmannschaften oder freien Vereinigungen; zum Arbeiten blieb wenig Zeit. Der Festzug war überaus stattlich, die Stadt für die zahlreich herbeigeströmten Fremden und Deputationen aufs schönste geschmückt, der Festball glänzend. Der König, selbst ein Zögling der Georgia Augusta, war mit den Ministern und dem Hofstaat anwesend.

Daß es dabei auch an komischen Scenen nicht fehlte, läßt sich denken; floß doch der Wein in Strömen, was dem Studenten selten geboten wurde. So kam es vor, daß ein Vater mit seinem Sohne ein Duell verabredete, als beide an einer Vertiefung der Straße ruhten, die man sonst nicht zum Ruhen zu wählen pflegt. So klopfte ein Student, der des Guten etwas zu viel gethan hatte, auf dem Festballe dem Oberschulrat Kohlrausch — dieser hat uns die Geschichte selbst

erzählt — auf die Schulter und flüsterte ihm die Worte zu: „Alter Kohlrausch, nicht aus der Schule schwatzen!“

Es waren für uns Tage des fröhlichsten Jubels. Ausschreitungen kamen nicht vor, und wo einmal jugendlicher Mut überschäumte, drückte die Polizei verständigerweise ein Auge zu, ja, sie erlaubte — sie hätte es auch nicht hindern können — für diese Tage das Rauchen auf der Straße, das vorher verboten war und auch nachher bis zum Jahre 1848 verboten blieb.

Daß sich schon damals eine drohende Wolke über Stadt und Land erhob, die sich nach wenigen Wochen entladen sollte, ahnten wir freilich nicht. Bei den Kundigen aber, die wußten, daß der König mit dem Umsturz der vom durchlauchtigsten Bundestage anerkannten Verfassung, des sogenannten Staatsgrundgesetzes, umging, war die Feststimmung, wie nachher bekannt wurde, eine sehr gedrückte: die Atmosphäre schwül, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Glücklicherweise hatten wir Studenten keine Ahnung davon, sondern gaben uns mit ganzer Seele dem Festrausche hin.

Aber wie bald nach diesen Tagen wurde es anders! Die Blüte der Universität war mit dem Herbst desselben Jahres geknickt. Durch einen Gewaltstreich des Königs Ernst August wurden sieben der bedeutendsten Lehrer, deren Namen in Deutschland und über Deutschland hinaus bekannt waren, Dahlmann, Jakob und Wilhelm Grimm, Gervinus, Albrecht, Ewald, Weber, ihrer Stellen entsetzt und zum Teil (Dahlmann, J. Grimm, Gervinus) landesverwiesen. Und warum? Waren sie etwa Demagogen und Verführer der Jugend? Man versuchte allerdings sie dazu zu stempeln, die offiziöse Presse gab sich alle Mühe, aber es wollte ihr nicht gelingen, die Wahrheit zu fälschen. Abgesehen von wenigen feilen Stimmen war die öffentliche Meinung in Hannover und in ganz Deutschland einig: bei dem Protest der Sieben gegen den ihnen zugemuteten neuen Eid, in dem von dem Staatsgrundgesetze, auf das sie beeidigt waren, nicht mehr die Rede war, handelte es sich nicht um politische Ansichten — gehörte doch der größere Teil derselben unzweifelhaft der konservativen Partei an —, sondern es war eine That des Gewissens, der sie ihre bürgerliche Existenz zum Opfer zu bringen kein Bedenken trugen. Und das gerade ist es, was diese Männer so hoch stellt.

Welche Erregung uns ergriff, als wir von der verfügten Maßregelung unser geliebten Lehrer hörten, steht mir noch jetzt nach mehr als 50 Jahren lebendig vor der Seele. Es litt uns nicht zu Hause, wir eilten auf die Straße und weinten mit den Kommilitonen, wie Kinder, die ihre Eltern plötzlich verloren haben. Wir suchten Trost

bei anderen, den wir für uns nicht finden konnten. Zu Ausschreitungen, wie man befürchtet hatte, kam es nicht, das Aufgebot von Polizei und Gensdarmerie war ganz überflüssig. Aber auch die bei der Jugend zumal so natürlichen Äußerungen des Gefühls der Trauer und Teilnahme wollte man unterdrücken, wir wurden angewiesen, die Straßen zu verlassen, und wer diesem Gebote nicht augenblicklich Folge leistete, wurde verhaftet und auf den Karzer geschleppt. Als dieser gefüllt war, forderte man anderen nur die Legitimationskarten ab, um sie an den folgenden Tagen, sobald wieder Platz wurde, in gleicher Weise abzustrafen.

Da die Vorlesungen für das Winterhalbjahr vor kurzem erst ihren Anfang genommen hatten, so ließen die abgesetzten Professoren bekannt machen, daß, wer sein Honorar zurück haben wollte, sich zu einer bestimmten Zeit bei ihnen melden möchte, um es wieder in Empfang zu nehmen. Und da fanden sich denn in der That einige Junker — es ist fast unglaublich, aber wahr —, die es zurückforderten, nicht um des Geldes willen, sondern um auf diese Weise mit ihrer Loyalität zu prahlen!

Als die drei landesverwiesenen Professoren die Stadt verlassen mußten, und die Studenten in großer Zahl sich anschickten, sie bis zur Landesgrenze zu begleiten, wurde allen Mietskutschern und Pferdeverleihern verboten, ihnen für den Tag Wagen oder Pferde zu stellen; doch gelang die Absicht dieses Manövers nicht. Viele Studenten machten sich zu Fuß auf den Weg und begleiteten sie bis Witzenhausen, einem hessischen Grenzstädtchen, wo der endliche bewegte Abschied erfolgte.

„In einem Lande, wo brutale Gewaltthat selbst nur die Maske des Rechtes vorzunehmen nicht für nötig achtet, ist weder für einen Mann von Gewissen, noch für einen Mann der Wissenschaft eine Stätte“ — mit diesen und anderen, noch stärkeren Worten brandmarkte Gervinus das Verfahren gegen die Sieben, das für die Universität so verhängnisvoll werden sollte.

Die Regierung gab sich alle Mühe, die verwaisten Lehrstühle wieder zu besetzen, aber allenthalben holte sie sich Körbe, und das überall verbreitete frivole Wort: „Professoren und Schauspielerinnen kann man für Geld haben“, erfüllte sich zur Ehre der deutschen Wissenschaft nicht. Jeder irgend bedeutende Mann lehnte ab, man mußte sich darum mit unbedeutenden Kräften begnügen und Lehrer von den Gymnasien wider ihren Willen an die Universität versetzen: einzelne Lehrstühle blieben ganz unbesetzt. So kam es denn, daß Ostern 1838 die Zahl der Studierenden um etwa 300 abnahm, und

es dauerte bis zum Jahre 1848, ehe die Hochschule sich von diesem Schlage wieder zu erholen anfing.

Doch alles dies gehört der Geschichte an, ich gehe darauf nicht weiter ein. Nur noch eine Bemerkung.

Man sagte und glaubte anfangs, der König habe die Verfassung nur aus dem Grunde umgestürzt, weil er es mit dem monarchischen Prinzip, wie er es verstand, für unverträglich gehalten habe, von dem Lande wie ein bezahlter Diener eine Civilliste anzunehmen und deshalb die Domänen, die dem Lande überwiesen waren, hätte zurück haben wollen. Wäre das allein seine Absicht gewesen, so würde es durch Verhandlung mit den Ständen auch ohne Verfassungsumsturz wahrscheinlich zu erreichen gewesen sein. Überdies konnte er eines Königs schwerlich das für unwürdig halten, was in den mächtigsten Königreichen, wie England und Frankreich, und in den meisten deutschen Staaten die Regel war. So mußte denn wohl ein anderer unausgesprochener Grund zu seinem Vorgehen vorhanden sein, und der lag in einer Bestimmung des Staatsgrundgesetzes, nach der sein Sohn, weil blind, nicht zur Regierung gelangen konnte. Es hätte deshalb demnächst für ihn eine Regentschaft eingesetzt werden müssen. Das aber sollte vermieden, sein blinder Sohn regierender König werden. Und nun sehe man, was dieser Rechtsbruch für Folgen hatte! Wäre für König Georg eine Regentschaft eingesetzt worden, so würde diese in richtiger Erkenntnis der realen Verhältnisse sich im Jahre 1866 mit Preußen ohne Zweifel verständigt haben, und Dynastie und Königreich wäre in relativer Selbständigkeit, wie etwa das Königreich Sachsen, erhalten geblieben. Der König Georg aber, übrigens ein einsichtiger und wohlwollender Fürst, lebte, eben weil er nicht sehen konnte, in Idealen und Illusionen: er konnte seinen Ratgebern nicht ins Auge sehen und ließ sich darum von unberufenen täuschen, während er den berufenen und wohlmeinenden nicht traute.

So war denn der große, unentschuldbare Rechtsbruch Ernst Augusts der letzte und eigentliche Grund des Untergangs seiner Dynastie.

Doch nun zurück zu mir.

In Göttingen wurde im ganzen fleißig gearbeitet, namentlich auch von den Philologen. Auch ich that meine Schuldigkeit und war im Sommer um fünf, im Winter um sechs Uhr früh am Arbeitstisch. So war es mir möglich, schon zu Ende des sechsten Studienhalbjahrs meine Staatsprüfung zu bestehen, wozu mir die nötige Dispensation erteilt worden war, nachdem ich erklärt hatte, meine Studien hinterher noch ein halbes Jahr fortsetzen zu wollen. Ich habe das auch während meines Probejahrs in Göttingen gethan, da mein Plan, nach Berlin

zu gehen, wegen Nichtbewilligung eines von mir erwarteten Stipendiums sich zerschlagen hatte.

Ich war der letzte Kandidat, den O. Müller geprüft hat, und seine Unterschrift unter meinem Zeugnis habe ich stets als hohe Ehre geschätzt. Wenige Tage nach meinem Examen ging er nach Griechenland, von wo er nach Gottes Ratschluß nicht zurückkehren sollte. Sein durch Überanstrengung bei Ausgrabungen in glühender Hitze herbeigeführter Tod in der Blüte des Lebens — er wurde nur 42 Jahre alt — war für die ohnehin so schwer heimgesuchte Universität ein neuer, ich darf dreist sagen, unersetzlicher Verlust. Die erste Nachricht davon kam nach Göttingen durch die Augsburger (Münchener) Allgemeine Zeitung, und der erste, der sie darin las, war der Schwiegervater des Verstorbenen, der Geheime Justizrat Hugo, dem nun die schwere Aufgabe zufiel, seiner nichts ahnenden Tochter, die den Gatten in wenigen Monaten zurückerwartete, diese entsetzliche Mitteilung zu machen. Von seiner Krankheit war auch der Familie nichts bekannt gewesen: es war ein Wetterschlag aus heiterm Himmel. Eine allgemeinere Trauer als um ihn hat es in Göttingen wohl nie gegeben.

Zuletzt noch ein Wort über das damalige Duellwesen oder vielmehr -unwesen. Das Duell war bei den Corps die Hauptsache, und diese beherrschten durch ihre Geschlossenheit und Einheit die ganze Universität und gaben den Ton an. Sie beanspruchten bei allen Gelegenheiten den Vorrang und wußten ihn zu erzwingen. Einem wenn auch noch so frivol herbeigeführten Zweikampf durfte sich niemand entziehen, ohne seine studentische Existenz zu opfern. Ihn traf unweigerlich der Verruf: niemand wagte ferner mit ihm umzugehen oder auch nur zu sprechen. Allmählich ist das besser geworden, und heutzutage können ernste, gewissenhafte Jünglinge, die das Duell als unsittlich verwerfen, ruhig weiter studieren, ohne ihre sogenannte Ehre zu verlieren. Das war zu meiner Zeit nicht möglich, die ganze Studentenschaft stand unter dem Bann der Corps und ihres Ehrenkodexes, der jetzt glücklicherweise mehr und mehr gebrochen ist.

Überhaupt würde es meines Erachtens gar nicht so schwer werden, diese noch jetzt bestehende, wenn auch nicht mehr so verbreitete Unsitte wo nicht auszurotten, so doch wesentlich einzuschränken, wenn man ernstlich wollte. So lange man aber dies Unwesen mit unverdienter Nachsicht behandelt und selbst bei Verwundung oder Tötung vom Richter nur auf milde Festungsstrafe erkannt werden darf, und so lange noch der militärische Ehrenkodex den Zweikampf unter Umständen als eine gebieterische Pflicht verlangt, so lange wird sich diese barbarische Unsitte auch auf den Universitäten erhalten. Geradezu un-

begreiflich und unverantwortlich ist es aber, daß selbst sogenannte christlich-konservative Blätter die Stirn haben, das Duell ungescheut in Schutz zu nehmen. Da muß ja alles Reden von Christentum eitles und heuchlerisches Gerede sein, wenn man in diesem Punkte demselben geradezu Hohn spricht. Und ist denn wirklich ein so großer Unterschied zwischen dem Zweikampf auf Säbel oder Pistole der höheren und dem auf Stock oder Messer der niederen Stände? Doch mit wie verschiedenem Maße wird Verwundung oder Totschlag in beiden Fällen gemessen! Mag das erstere vielen ritterlicher erscheinen, sittlicher ist es in meinen Augen um nichts.

Zum Schluß noch ein heiteres Erlebnis aus der Zeit meines akademischen Lebens, das mit diesem an sich zwar in keiner Verbindung steht, mir aber doch stets in Erinnerung geblieben ist.

Es war in den Osterferien 1837 im April, wenn ich mich nicht irre am 6., als mein Bruder und ich an einem schönen, sonnigen Frühlingstage beschlossen, einen Spaziergang nach dem ein Stündchen von Göttingen entfernten Gladebeck zu machen, um hier eine unserm Hause befreundete Predigerfamilie zu besuchen. Wir machten uns nach Tisch auf den Weg und wollten am Abend zurück sein, allein unsere Rückkehr verspätete sich um volle acht Tage. An demselben Nachmittage um fünf Uhr fing es an zu schneien, und da der Schnee bei der milden Witterung feucht war, lud uns der Pastor ein, die Nacht da zu bleiben und andern Tages, wenn der Weg abgetrocknet sei, zurückzukehren. Inzwischen fuhr es fort zu schneien, der ganze Himmel stand voller Schneeflocken, und am anderen Morgen war an Rückkehr nicht mehr zu denken. So dauerte der Schneefall drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fort. Am ersten Tage war im Dorfe noch so viel Verbindung, daß der der Pfarre ganz nahe wohnende Lehrer des Orts abends zu uns kommen und beim Whist den vierten Mann machen konnte, am zweiten Tage war auch dies nicht mehr möglich, ja am Sonntage, dem dritten Tage des Schneefalles, war an Gottesdienst nicht zu denken. Dem Pastor, der doch kaum zwanzig Schritt von der Kirche entfernt wohnte, wäre es unmöglich gewesen, dahin zu gelangen, der Schnee reichte bis zum Dache derselben. Glücklicherweise fehlte es im Hause nicht an Lebensmitteln, sonst hätten wir hungern müssen, denn Bäcker und Schlachter waren nicht zu erreichen. So fügten wir uns in das Unvermeidliche mit gutem Humor, der uns selbst, was viel sagen wollte, bei dem sogenannten „Uslarschen Pastorenkanaster", den wir zu rauchen gezwungen waren, nicht völlig verließ.

Nach acht Tagen, als eine leidliche Verbindung hergestellt war, kehrten wir nach Göttingen zurück. Unsere Eltern hatten sich nicht

allzusehr geängstigt, sondern sich unser Ausbleiben gerade so erklärt, wie wir gehofft hatten.

In Göttingen war der Schneefall ebenso anhaltend und stark gewesen, doch hatte man hier eher für Bahn, wenigstens auf den Bürgersteigen, gesorgt. Doch war es auch hier so arg gewesen, daß mein seliger Vater, der regelmäßig jeden Nachmittag um vier Uhr den Civilklub besuchte, dessen Räumlichkeiten kaum fünf Minuten von seiner Wohnung entfernt waren, am dritten Tage hatte zu Hause bleiben müssen, weil der Weg dahin ungangbar gewesen war.

Dieser so späte Schneefall am 6., 7. und 8. April war über ganz Norddeutschland verbreitet; seinesgleichen habe ich weder vorher, noch nachher, obgleich ich fünf Jahre auf dem schneereichen Oberharz in Clausthal gewohnt habe, erlebt. Ähnlich wird es in Mittel- und Süddeutschland kurz vor Weihnachten des Jahres 1886 gewesen sein, wo der Norden im ganzen davon verschont blieb. Daß die Posten mit ihren Insassen — Eisenbahnen gab es noch nicht — unterwegs überall drei bis vier Tage liegen bleiben mußten, ehe für leidliche Bahn gesorgt werden konnte, ist selbstverständlich.

Da die Luft vor und nach wie bei dem Schneefall milde und frühlingsmäßig war, wurde infolge des raschen Tauens hohes Wasser befürchtet. Es trat aber nicht ein, die Sonne sog die Feuchtigkeit auf, und das Wasser konnte in das weiche Erdreich eindringen, ohne sich in die Bäche und Flüsse zu ergießen.

Bei unserer Rückkehr fanden wir bei uns wie in allen Häusern der Stadt die Hausfrauen in eifrigster Thätigkeit, um — Seife zu kochen. Es hatte sich nämlich überall die Meinung verbreitet, daß mit Hilfe des Schneewassers eine doppelte Menge von Seife zu gewinnen sei. Und das schien sich auch zu bewahrheiten: die Frauen wiesen triumphierend auf die Menge und den Umfang der von ihnen gewonnenen Stücke hin und thaten sich auf diesen Akt der Sparsamkeit nicht wenig zugute. Allmählich aber, als dieselben beim Trocknen mehr und mehr zusammenschrumpften, wurde man kleinlaut und ließ sich später nicht gern an das sparsame „Seifekochen" erinnern.

Das Leben in Göttingen — um auch darüber noch ein Wort zu sagen — war derzeit wohlfeil. Viele Studenten kamen, zumal wenn sie einen Freitisch hatten, der für Hannoveraner und Braunschweiger ohne Schwierigkeit zu erhalten war, mit 200 Thalern gut aus, ein Wechsel von 300 Thalern war beneidenswert, von 400 Thalern glänzend. Wohnungen waren, namentlich nach 1838, wo die Zahl der Studenten sich merklich gelichtet hatte, für vier bis fünf Louisd'or jährlich in großer Auswahl zu haben, dafür Stube und Kammer.

Denn daß ein Student nur über einen Wohnraum, der zugleich Schlafzimmer war, geboten hätte, wie das in den größeren Universitätsstädten, z. B. Berlin und Leipzig, die Regel ist, kam in Göttingen nie vor.

Der Preis für das gewöhnliche Mittagsessen, das aus der Garküche ins Haus geholt wurde, betrug monatlich vier Thaler. Dafür gab es vier Gerichte. Weniger über die Menge als über die Güte derselben wurde oft genug geklagt. Aus eigener Erfahrung kann ich darüber nicht sprechen, da ich das Glück hatte, bei meinen Eltern zu Mittag essen zu können. Und doch — was konnte man für 40 Pfennig täglich mehr verlangen! Die bemittelteren fanden für sechs Thaler monatlich in verschiedenen Gasthäusern, auch ohne Weinzwang, einen vortrefflichen Tisch.

Das gewöhnliche Getränk bildete auch schon damals das Bier, jetzt Lager- oder bayerisches Bier, damals Bitterbier genannt. Und diesen Namen führte es mit Recht, denn es war bitter wie Galle. Aber dieses Bitter kam sicherlich nicht allein von Hopfen, sondern, wie allgemein geglaubt wurde, von allerlei Zuthaten, die mit Hopfen keine Ähnlichkeit hatten. Die Wirkung des mehr oder minder reichlichen Biergenusses waren denn unerträgliche Kopfschmerzen, die den ganzen folgenden Tag anzuhalten pflegten. Leider gab es damals noch kein Gesetz gegen die Verfälschung von Nahrungsmitteln; wie würde es in dem Falle der städtischen Brauereiverwaltung ergangen sein! Der Grund für dieses Elend lag in dem der städtischen Brauerei verliehenen Privilegium, nach welchem in der Stadt und deren Bannmeile nur städtisches Bier verschenkt werden durfte. Freilich hatte man zur Zeit der Verleihung nur Süßbier gekannt, aber nichtsdestoweniger wurde es auch auf das viel später aufgekommene Lagerbier bezogen. Im Wege eines langwierigen Rechtsstreites wurde es später endlich durchgesetzt, daß auch die Einfuhr fremder Biere gestattet wurde, Aber wie viele Generationen nach meiner Zeit wurden noch durch dies Getränk vergiftet!

Nur in einer kleinen Schenke an der Grohnder Straße durfte, ich weiß nicht infolge welchen Vorrechts, auch fremdes Bier, namentlich Kasseler Märzbier, verschenkt werden. Da dies aber die Kneipe für die Corps war, so hatte die große Mehrheit der Studenten davon nichts. Wollten diese also einmal etwas Besseres trinken, als das abscheuliche Göttinger Bier, so mußten sie einen Ausflug nach Nörten, Northeim, Münden oder am besten nach Kassel machen, was denn auch im Anfange des Halbjahrs recht häufig geschah: um die Mitte oder gar den Schluß desselben wurden solche Ausflüge aus naheliegenden Gründen seltener oder hörten ganz auf.

II. Lehrerjahre 1839—1885.

1. Gymnasium in Göttingen (Michaelis 1839—Michaelis 1841).

Mein Probejahr erstand ich unter dem Direktor Ferdinand Ranke, Grotefends Nachfolger, zugleich war ich Mitglied des pädagogischen Seminars und blieb es auch noch ein zweites Jahr. Ich habe das immer als ein Glück betrachtet, denn hier lernte ich unterrichten. Auf der Universität wurden bloß theoretische Studien getrieben, auch die Vorlesung über Pädagogik war mit keinen praktischen Übungen verbunden. So wurde der angehende Lehrer Hals über Kopf ins Wasser gestürzt, um schwimmen zu lernen. Viele lernten es, gar manche sonst tüchtige Männer aber gingen dabei zu Grunde. Es sollte darum auch schon auf der Universität an praktischer Anleitung nicht fehlen, aber freilich — die Lehrer der Pädagogik selbst sind oft nur Theoretiker und haben nie in einer vollen Klasse unterrichtet. Auch Herbart hatte in Königsberg nur eine kleine Zahl von Schülern gesammelt, mit denen er den Homer las und mit ihm den griechischen Unterricht begann. Das mochte bei wenigen ausgewählten Schülern angehen, ließ sich aber auf große Klassen, in denen die mittleren Köpfe doch immer am zahlreichsten vertreten sind, nicht unbedingt, wie er wollte, anwenden. Nach seinem Vorgange hat man den Versuch auch an einzelnen Gymnasien z. B. am Lyceum von Hannover gemacht, ihn aber überall wieder aufgegeben. Theoretisch klang ja der Vorschlag sehr verlockend, praktisch war er ohne die größten Unzuträglichkeiten nicht durchführbar. Man sollte deshalb die Vorlesung über Pädagogik immer nur in die Hand von praktisch-erfahrenen Schulmännern legen.

Ranke hatte frühzeitig erkannt, daß die Vorbereitung der jungen Schulmänner eine durchaus unzureichende sei. Er hatte darum bei der k. Regierung den Antrag auf Errichtung eines pädagogischen Seminars gemacht, Kohlrausch war bereitwillig darauf eingegangen, die nötigen, wenn auch recht bescheidenen Mittel wurden beschafft, und im Jahre 1839 trat es am Gymnasium zu Göttingen ins Leben. Ranke, ein jüngerer Bruder des großen Geschichtschreibers, war erster Direktor desselben und für diese Thätigkeit besonders geeignet. Schüler der Pforte, war er ein sehr tüchtiger, auch durch wissenschaftliche Leistungen rühmlich bekannter Philologe. Daneben besaß er ausgebreitete Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, war guter Historiker und Theologe, dazu, was für seine neue Stellung das wichtigste war, ein theoretisch wie praktisch durchgebildeter Pädagoge. Lebendigen Geistes und voll von Interesse für alles Höhere, kam er aller-

dings in Gefahr sich zu zersplittern. Den verschiedensten Vereinen gehörte er als thätiges Mitglied an, für alles fand er Zeit, war aber deshalb auch in beständiger Hast. In der Stadt hatte er den Beinamen der „Segler" bekommen, weil er — im Winter mit flatterndem Mantel — sich stets in großer Eile bewegte. Liebenswürdig im Verkehr, wohlwollend, bereit jedem zu helfen, wie und wo er konnte, ein wahrer Christ in Worten und Werken, hatte er keinen Feind, aber zahlreiche Freunde. Der jüngeren Lehrer nahm er sich ganz besonders an, und ihre Dankbarkeit und Verehrung ist ihm über das Grab hinaus gefolgt.

Außer mir gehörten dem Seminar noch zwei Kandidaten an, ein Mathematiker und ein Philologe. Unsere Stundenzahl war eine sehr mäßige, erst im zweiten Jahre stieg sie, wenn ich nicht irre, auf zwölf bis sechszehn. Wir hatten also Zeit zu gründlicher Vorbereitung. Die Hauptsache war, daß der Direktor unsere Stunden fleißig besuchte, gelegentlich selbst prüfte und uns so praktisch anleitete, die Fragen richtig zu stellen, endlich daß er jeden Sonnabendnachmittag mit uns eine Konferenz abhielt, in der die Methode besprochen und getadelt oder gelobt wurde, was er in unserem Unterricht zu tadeln oder zu loben gefunden hatte. Daneben ließ er uns über neu erschienene Bücher, die sich mit der Methodik des Unterrichts beschäftigten, schriftlich oder mündlich Bericht erstatten und gab uns der Reihe nach Themata, in denen wir pädagogische Fragen selbständig zu behandeln hatten. Ebenso veranlaßte er uns, bei älteren Lehrern zu hospitieren, und bezeichnete die Stunden, denen wir beiwohnen sollten. Auch an den allgemeinen Konferenzen hatten wir teilzunehmen. Auf diese Weise wurden wir theoretisch und praktisch geschult.

Dies allerdings nur auf eine kleine Zahl von angehenden Schulmännern berechnete Seminar ist mit Ausnahme des an der Franckeschen Stiftung meines Wissens lange Zeit das einzige gewesen. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, die Wichtigkeit einer solchen theoretisch-praktischen Vorbereitung für Kandidaten des höheren Schulamtes zu erkennen und entsprechende Einrichtungen an anderen Gymnasien zu schaffen oder doch zu planen. Daß dabei in neuester Zeit geradezu maßlose und unausführbare Vorschläge zutage getreten sind, ist nicht wunderbar, wunderbar nur, daß sie von praktischen Schulmännern ausgingen. So wurde von einem solchen ganz ernstlich empfohlen, für jede (preußische) Provinz e i n großes Seminar zu errichten und sämtliche Mitglieder desselben — also doch etwa 20 — an e i n e m Gymnasium von e i n e m Direktor ausbilden zu lassen! Wie zu dieser ungeheuren Arbeit die Kräfte eines ohnehin vielbeschäf-

tigten Mannes ausreichen könnten, und woher die Stunden für eine so große Zahl von Kandidaten genommen werden sollten, ist mir unerfindlich, und was endlich aus der mit so vielen Anfängern beglückten Schule werden würde, kann sich jeder selbst sagen, es bedarf das keiner weiteren Ausführung. Solche Vorschläge machen, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten. Auch diejenigen, die die Sache verständiger angriffen, haben meines Erachtens sich die Vorbereitung angehender Volksschullehrer allzusehr zum Muster genommen: es ist doch ein Unterschied in der Vorbildung nicht bloß, sondern auch in der ganzen geistigen Entwickelung der Kandidaten des höheren und des niederen Schulamts. Die zum Teil mehr mechanische Vorbereitung auf die Lehrstunden, die für die letzteren notwendig ist, ist für die Mehrzahl der ersteren geradezu vom Übel. Darum halte ich es für verkehrt, diese zu veranlassen, ins einzelne ausgeführte Dispositionen für die Lehrstunden zu entwerfen und darnach zu unterrichten. Wie leicht kann eine unerwartete Antwort, auf die der Lehrer eingehen muß, das ganze schöne Schema über den Haufen werfen! Auch liegt die Gefahr nahe, daß dadurch die Frische des Lehrenden, die doch eine Hauptsache ist, ertötet wird. Eine gehörige Vorbereitung für jede Stunde ist, für den angehenden Lehrer zumal, unerläßlich, die richtige Ausführung folgt dann von selbst, wenn anders derselbe Takt und Geschick hat; fehlt ihm beides, so wird auch die sorgfältigste schriftliche Vorbereitung nichts nützen. Auch der erfahrene Lehrer wird nicht ohne Not, die z. B. eintreten kann, wenn er plötzlich einen Kollegen zu vertreten hat, unvorbereitet in eine Lehrstunde gehen, so bekannt ihm auch immer der Stoff ist. Schon der alljährlich wechselnde Standpunkt einer Klasse erfordert eine Verschiedenheit der Behandlung des Lehrstoffes von seiten des Lehrers. Man darf dreist behaupten, daß eine jede wohl vorbereitete Lektion, auch wo der Gegenstand, wie ich schon bemerkt habe, dem Lehrenden vollkommen bekannt ist, ungleich lebendiger, interessanter und fruchtbarer wird, als eine extemporierte. Von mir kann ich es der Wahrheit gemäß bekennen, daß, wenn ich nicht in eine Zwangslage versetzt war, ich während meiner sechsundvierzigjährigen Dienstzeit nie unvorbereitet in eine Lehrstunde gegangen bin, mochte dieselbe in Prima oder in Sexta zu geben sein. Das ist die pädagogische Vorbereitung, der sich auch der gelehrteste Lehrer nicht entziehen sollte.

Ich komme auf die Seminare zurück. Daß ich die Errichtung derselben an sich und zwar in größerer Anzahl für dringend erwünscht, ja für ein unabweisbares Bedürfnis halte, ergiebt sich aus der vorigen Darstellung. Welchen Segen sie für den Lehrer im Gefolge haben,

weiß ich aus eigenster Erfahrung, ich werde später noch darüber zu berichten haben.

Wie sollen sie eingerichtet werden?

Diese Frage erledigt sich im wesentlichen durch die Mitteilung, die ich über das Seminar in Göttingen gemacht habe. Seine Einrichtungen haben sich im Laufe der Jahre bewährt, Verbesserungen im einzelnen sind ja nicht ausgeschlossen. Jedenfalls sollte die Zahl der Mitglieder eine kleine sein und dürfte die Zahl von 4—5 nicht übersteigen.

Bei der Wahl der mit Seminaren zu verbindenden Gymnasien kommt es nun nicht auf die Städte, sondern auf die Direktoren an. Für größere Städte spräche vielleicht der Umstand, daß in ihnen den jungen Männern mehr Anregung geboten, auch zu etwaigem Nebenverdienst mehr Gelegenheit gegeben ist als in kleineren. Andererseits aber haben kleinere Orte, in denen die Schule noch mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und die Kandidaten von ihrem Berufe durch großstädtische Zerstreuungen weniger abgezogen werden, ihre unleugbaren Vorzüge. Die Hauptsache aber ist, daß man die Seminare dahin verlegt, wo sich geeignete Männer zu ihrer Leitung finden, und daß man diesen bei einem etwaigen Wechsel die für diese Thätigkeit besonders geeigneten Nachfolger giebt. Nicht jeder Direktor, wenn er auch sonst ein tüchtiger Mann ist, hat gerade zu dieser Arbeit Geschick oder Neigung.

Die Kosten*) für die Errichtung der Seminare in der Ausdehnung, daß alle oder doch die meisten Kandidaten an ihnen ihre Ausbildung finden, sind nicht so erheblich, daß sie von den ständischen Vertretungen nicht zu erlangen wären. Liegt doch eine solche Einrichtung im Interesse der ganzen Nation. Und hier kann auch ein kleinerer Staat mit gutem Beispiele vorangehn und braucht nicht auf Preußen zu warten, wo der Größe des Landes und darum der größeren Kostspieligkeit wegen die Sache im ganzen Umfange vielleicht nicht so rasch ins Werk gesetzt werden kann.

Es würde eine große Freude für mich sein, wenn ich die Ausführung dieser Einrichtung noch erlebte; sie würde unserm ganzen höheren Schulwesen zum Segen gereichen.

---

*) Nehme ich z. B. für das Königreich Sachsen oder eine der größeren Provinzen Preußens etwa 8 Seminare für angehende Gymnasial- und Realschullehrer mit je 3—4 Seminaristen an und rechne für jeden der 24—32 Seminaristen eine Unterstützung von 600 Mark und ebensoviel für jeden der 8 Leiter als Entschädigung für seine Mühewaltung, so würde der gesamte Aufwand für diese Einrichtung nicht mehr als 19 200—24 000 Mark betragen.

Gegen Ende meiner amtlichen Thätigkeit in Göttingen hielt ich vor dem Oberschulrat, nachherigem General-Schuldirektor, Kohlrausch die gesetzlich vorgeschriebene Probelektion ab. Das darüber von ihm ausgestellte Zeugnis habe ich stets in hohen Ehren gehalten.

Denke ich an diesen Mann zurück, der fortan mein oberster Chef lange Jahre hindurch sein sollte, und dem das höhere Schulwesen Hannovers mehr als jedem anderen verdankt, so muß ich offen bekennen, daß ich zu keinem je ein unbedingteres Vertrauen gehabt habe als zu ihm. Er war eine ideale Persönlichkeit und dabei, was so selten ist, ein ausgezeichnet praktischer Mann, eine würdige Erscheinung mit durchdringenden, oft schalkhaft lächelnden Augen, mild und human in seinem ganzen Wesen, von hingebender Aufopferung für die Sache der Schule und für die Person der ihm untergebenen Lehrer. Er kannte ihre Familienverhältnisse genau und ist ihnen oft in schwerer Zeit Berater und Helfer gewesen. Strenge lag seiner Natur eigentlich fern, darum aber machte ein tadelndes Wort von ihm mehr Eindruck, als lange Strafpredigten anderer. Man schämte sich eben, seinen Tadel verdient zu haben. Da im Schulleben sich weniger als in jedem anderen Berufe alles amtlich ordnen und bureaukratisch regeln läßt, hat er außeramtlich durch Briefe an Direktoren und Lehrer vor allem zu wirken verstanden. Eine Sammlung derselben mit Ausschluß dessen, was nur für den Augenblick Bedeutung hatte, würde uns den Mann erst in seiner ganzen Größe zeigen. Es war bekannt, daß er täglich im Durchschnitt 10—15 oft sehr eingehende und allgemeine wie besondere Fragen der Erziehung behandelnde Briefe geschrieben hat. Ein Menschenkenner, wie wenige, hat er sich in der Beurteilung seiner Lehrer selten, wenn je, geirrt. Mit Versprechungen war er karg und zurückhaltend, wenn er aber etwas versprochen hatte, so hielt er es auch und wußte einen wohlerwogenen Plan allen Schwierigkeiten zum Trotz durchzusetzen. Wenn er sagte: „es wird vielleicht möglich sein", so konnte man die Sache für abgemacht halten.

Selbst das Vertrauen der auf ihre Patronatsrechte höchst eifersüchtigen Magistrate, die die Einsetzung des Oberschul-Kollegiums anfangs mit argwöhnischen Augen angesehen hatten, hatte er durch seine nur das Wohl der Schule ins Auge fassende Thätigkeit so zu gewinnen gewußt, daß auch an ihren Schulen eine wichtigere Stelle selten ohne seinen Rat und ohne seine Mitwirkung besetzt wurde. So fanden, im Interesse der Sache, von königlichen Anstalten an städtische und umgekehrt, zahlreiche Versetzungen ohne Schwierigkeit statt; die Patronate wußten auch in den politisch erregten Zeiten nach dem Umsturz des Staatsgrundgesetzes, daß Kohlrausch sich nur

von sachlichen, nie von politischen Rücksichten leiten ließ, und darum besaß und bewahrte sich denn auch das Oberschul-Kollegium ein Vertrauen, wie es damals schwerlich einer anderen königlichen Behörde geschenkt wurde.

Kohlrausch ist bis zu seinem Tode (30. Januar 1867) in seiner Stellung geblieben zum Glück für die Entwickelung des höheren Schulwesens in Hannover, dem er 37 Jahre vorgestanden hat. Zweimal während dieser Zeit hatten wir seinen Rücktritt zu befürchten, zuerst als im Jahre 1846 König Ernst August auf Betrieb einiger Adelsfamilien dekretierte, daß fortan das Griechische als obligatorischer Lehrgegenstand an den Gymnasien beseitigt und zu einem bloß fakultativen herabgedrückt werden sollte. Das hieß die Axt an die Wurzel legen. Denn was wären Gymnasien ohne Griechisch? Kohlrausch hatte alles aufgeboten, um diesen Schlag abzuwenden, aber vergebens. Sollte er nun gehen? Erwogen hat er die Frage sehr ernstlich, sich aber, und mit Recht, zum Ausharren entschlossen. Durch seinen Abgang würde nichts genützt, vielmehr das Gedeihen des ganzen höheren Schulwesens aufs äußerste gefährdet worden sein, auch war er der einzige, der durch seinen persönlichen Einfluß der schmachvollen Maßregel indirekt mit Erfolg entgegentreten konnte. Und das hat er, und mit ihm die Direktoren und Lehrer, gethan, und so ist es gekommen, daß nur in wenigen ganz vereinzelten Fällen von der Dispensation Gebrauch gemacht wurde. An den meisten Schulen hat auch nicht ein einziger Schüler das Griechische aufgegeben: es hätte das für ehrenrührig gegolten.

Das Jahr 1848 hat den früheren Zustand, der nur zwei Jahre unterbrochen gewesen war, wieder hergestellt.

Zum zweiten Mal war Kohlrausch entschlossen zu gehen, als im Jahre 1866 Hannover Preußen einverleibt wurde. Er war hochbetagt und hatte deshalb schon unter den alten Verhältnissen seinen Rücktritt ernstlich ins Auge gefaßt, er blieb aber auf dringendes Ersuchen der neuen Regierung, um im Interesse seiner ihm teuren hannoverschen Schulen diese aus den alten in die neuen Verhältnisse überführen zu helfen. Die neue Zeit hat er nur wenige Monate überlebt. Ehre seinem Andenken!

Im Sommer 1841 erhielt ich zu meiner Überraschung meinen ersten, allerdings nichts weniger als glänzenden Ruf nach auswärts. Mein Name war drei ganze Meilen über Göttingen hinaus nach Osterode am Harz gedrungen, dessen Magistrat mir eine Hülfslehrerstelle mit 150 Thalern (450 Mark) anbot! Nachdem ich dankend abgelehnt hatte, kam ein zweites Schreiben mit dem Angebot einer

Erhöhung der Summe um 25 Thaler. Zum Troste war hinzugefügt, daß sich in Osterode auch zu Privatunterricht vielfach Gelegenheit fände. Nun war die gewöhnliche Zahlung für die Privatstunde eines Lehrers damals und noch viel später 4 gute Groschen = 48 Pfennige, wenn es hoch kam 7½ gute Groschen = 90 Pfennige, während sie jetzt mit 3—4, ja nicht selten mit 6 Mark bezahlt wird. So haben die Zeiten sich geändert. Indessen lehnte ich auch den zweiten Antrag mit den in tröstliche Aussicht gestellten Privatstunden ab.

Bemerken will ich bei dieser Gelegenheit, daß das Anfangsgehalt eines ordentlichen Lehrers 250—300 Thaler betrug, und daß im Hannoverschen allein die Stadt Lüneburg den jungen Kollaboratoren — das der Titel der neu angestellten Lehrer — 400 Thaler (1200 Mark) zahlte.

Was aber damals an Gehalt zu wenig gezahlt wurde, schien durch Titel ersetzt werden zu sollen. Kollaborator, Subkonrektor, Subrektor, Konrektor, Rektor, endlich Direktor war die Stufenleiter, die zu erklimmen war. Mit Ausnahme des Subrektors habe ich diese Amtsnamen sämtlich geführt. In Verden und wahrscheinlich auch in Stade bestand in meiner Jugend auch noch der Titel „Grammatikus" und für die Frau „Frau Grammatici". Der Titel „Professor" wurde nur einigen Lehrern an der Ritterakademie in Lüneburg verliehen, Lehrern an anderen Anstalten nicht. Einen stichhaltigen Grund für diese Bevorzugung ausfindig zu machen, ist uns nie gelungen.

Meine beiden Lehrerjahre, ich könnte sie auch Lehrjahre nennen, in Göttingen waren für mich glückliche Jahre. Ich war voller Begeisterung für mein Amt, der Direktor hatte mich gern, mit den Kollegen, die zum Teil noch meine Lehrer gewesen waren, stand ich im besten Einvernehmen, mit den Schülern kam ich trotz meiner Strenge, wie sie jungen Lehrern gewöhnlich eigen ist, die Geduld zu üben noch nicht gelernt haben, vortrefflich aus, endlich bot mir die Universität reiche Gelegenheit zu wissenschaftlicher Förderung. Dennoch, nachdem ich dem Seminar nunmehr zwei Jahre angehört hatte, sehnte ich mich, so schwer mir auch die Trennung von unserm glücklichen Elternhause wurde, nach einer ordentlichen Anstellung, zu der in Göttingen damals keine Aussicht vorhanden war. Ich sollte sie bald in Otterndorf im Lande Hadeln finden. Hier war das Konrektorat am Progymnasium öffentlich ausgeschrieben, auf den Rat Rankes meldete ich mich, wurde zu einer Probelektion berufen und auf Kohlrauschs und Rankes Empfehlung zum Konrektor gewählt. Michaelis 1841 sollte ich mein neues Amt antreten.

Der Name Otterndorf zog mich wegen Joh. H. Voß', der dort

mehrere Jahre Rektor gewesen war, an, dazu belief sich das Gehalt auf mehr als 300 Thaler. Ranke meinte, es sei gut, wenn ich möglichst rasch in die Reihe der ordentlichen Lehrer einträte; daß ich dort nicht sitzen bliebe, dafür würde schon gesorgt werden.

2. Otterndorf (Michaelis 1841—Michaelis 1842).

Zur Abhaltung der Probelektion, die im August angesetzt war, nahm ich auf den Rat eines Studenten aus Otterndorf meinen Weg über Bremen und Bremerhaven, fuhr von da in einem Mietwagen, soweit es die Wege erlaubten — in der Hadelnschen Marsch waren sie der Zeit grundlos —, und langte endlich in einem Kahne auf dem Kanal, der in die Medem (plattdeutsch Mäme gesprochen) führte, spät abends in der Stadt an.

Das Land Hadeln ist fetter Marschboden, in dem die Wege zu Zeiten für Wagen unpassierbar sind oder doch waren, denn jetzt wird es anders geworden sein. Ich habe es erlebt, daß ein reisender Kaufmann, den dringende Geschäfte nach Ritzebüttel (Kuxhafen) riefen, im Februar 1842 mit seinem leichten, offenen, von zwei Pferden gezogenen Wägelchen wenige Minuten vor Otterndorf auf der Heerstraße stecken blieb und drei Tage in der Stadt zurückgehalten wurde. Der Frost hatte dem Tauwetter Platz gemacht, es war Schlackerwetter eingetreten, und die im Sommer so vortrefflichen Wege grundlos geworden.

Die Probelektion wurde im Landeshause, in dem sich auch die Stände des Landes Hadeln versammelten, abgenommen. Ich hatte einen geschichtlichen Vortrag zu halten und im Lateinischen und Englischen zu prüfen. Alle zur Wahl Berechtigten, und deren waren, wenn ich mich recht erinnere, mehr als achtzig, hatten Zutritt, und etwa die Hälfte derselben war erschienen. Wie die Prediger, so wurden auch die Lehrer frei gewählt. Nach beendigter Lektion versammelten sich die Wähler mit dem Kandidaten in einem besonderen Zimmer, wo gemeinschaftlich Kaffee getrunken und aus langen Thonpfeifen geraucht wurde. Die Wähler wollten die Kandidaten nicht bloß als Lehrer, sondern auch als Menschen kennen lernen, und dazu war diese Einrichtung eine sehr praktische Handhabe. Ich hatte noch einige Mitbewerber, von denen aber nur einer, ein Ostfriese, in Betracht kam. Meine Probelektion hatte aber offenbar gefallen, dazu kam die besondere Empfehlung von Kohlrausch und Ranke, und so wurde ich am Entscheidungstage mit sehr großer Stimmenmehrheit gewählt. Im Oktober 1841 trat ich mein neues Amt an.

Die Schule war sehr schwach besucht, es waren kaum 30 Schüler da. Offenbar taugte ein Progymnasium für die Bedürfnisse des Landes nicht. Bis zur Einsetzung des Oberschulkollegiums war die Schule ein Gymnasium gewesen, von dem der Abgang zur Universität möglich war. Aber ein Gymnasium mit 3 Lehrern — Rektor, Konrektor, Kantor — und 3 Klassen war ein Unding, dem mit Recht ein Ende gemacht wurde. Hätte das Realschulwesen damals nicht erst in den Anfängen gestanden, so würde man aus dem Gymnasium eine Realschule gemacht haben, die den Bedürfnissen des Landes entsprochen und das nötige Schülermaterial gefunden haben würde. Für die wenigen, die sich den gelehrten Studien widmen wollten, hätte, bis sie für die höhern Klassen des Gymnasiums reif waren, durch lateinische und griechische Nebenstunden gesorgt werden können. Zu meiner Zeit fand ich nur einen vor, der studieren wollte, die übrigen wollten ins praktische Leben eintreten. Es kam hinzu, daß der damalige Rektor, ein Theologe, ein gescheiter und tüchtiger, aber etwas wunderlicher Mann, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen nicht verstanden hatte. Aus allen diesen Gründen war die Schülerzahl so heruntergegangen. Nachdem man später das Progymnasium in ein Realprogymnasium umgebildet hat, ist es wieder eine gut besuchte, blühende Anstalt geworden.

Unter den damaligen Verhältnissen hatten die Lehrer bequeme Tage, aber es war für einen jungen Schulmann wenig zu lernen. Ich mußte daher im Interesse meiner Fortbildung froh sein, als ich zu Michaelis 1842 als Collaborator philologicus an das Gymnasium Johanneum in Lüneburg berufen wurde.

Um mich der dortigen Patronatsbehörde vorzustellen, reiste ich in den ersten Tagen des Mai von Otterndorf nach Lüneburg über Hamburg, wo ich gerade angekommen war, als das große verheerende Feuer in der Nacht vom 4./5. Mai 1842 ausbrach. Wir waren in unserem Wirtshause am Hopfenmarkte noch auf und hatten, als wir die Spritzen vorbeirasseln hörten, große Lust hinzugehen und uns die Feuerstätte anzusehen. Davon riet uns der Wirt ab, indem er bemerkte, daß es in Hamburg eigentlich jeden Tag irgendwo brennte, die Brände aber von der vorzüglichen Feuerwehr jedesmal rasch gelöscht würden. Wir würden also wahrscheinlich erst hinkommen, wenn alles vorbei wäre. Diesmal freilich wurde sein gutes Vertrauen arg getäuscht: schon am folgenden Morgen hatte der Brand so um sich gegriffen und Flugfeuer vom ursprünglichen Herde weit entfernte Straßen ergriffen, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Erst der von Stade herbeigerufenen hannoverschen Artillerie gelang

es durch Einschießen von einzelnen Häusern und ganzen Häuserreihen des Feuers endlich Herr zu werden. Doch wer das nicht gewußt hätte, würde es schwerlich geglaubt haben, denn als ich vier Tage später auf meiner Rückreise von Lüneburg nach Otterndorf Hamburg wieder berührte, fand ich es überall lichterloh brennen. An Löschen der brennenden Häuser dachte man nicht mehr, alle Mühe verwandte man darauf, die Weiterausbreitung des Feuers zu hindern und die verschont gebliebenen Stadtviertel zu schützen. Und das gelang.

Als ich am 5. Mai auf einem Dampfschiffe nach dem Hoopte fuhr, von wo man mittels Omnibus nach Lüneburg gelangte, hatten wir mittags etwa um ein Uhr einen schauerlichen Anblick. Es war ein warmer Tag, die Sonne schien hell am wolkenlosen Himmel: da sahen wir plötzlich die Spitze eines Turmes — es war, wie ich hörte, der Nikolaiturm — brennen, hellauf loderte die Flamme, das Sonnenlicht weit überstrahlend, und endlich sahen wir den Turm in sich zusammenstürzen. Es war ein trauriger, aber majestätischer Anblick, der mir unvergessen geblieben ist.

Überall, wohin ich kam, jetzt die Elbe auf- und später wieder abwärts, herrschte eine unbeschreibliche Aufregung und Bestürzung, aus der auch ein Binnenländer, der es nicht gewußt hätte, entnehmen konnte, welche Bedeutung diese große Handelsstadt für die Nähe und Ferne besaß. Nirgends war von etwas anderem die Rede, als von dem Brande. In Lüneburg, wo der Direktor Haage am Tage meiner Ankunft eine kleine Gesellschaft zu sich geladen hatte, war von weiter nichts die Rede: dreimal unterbrachen wir das Abendessen, um nach dem nahen Kalkberge zu eilen, von dem aus man das Feuer deutlich beobachten konnte. Lüneburg stand seit alter Zeit in naher Handelsbeziehung mit Hamburg, viele Familien hier und dort waren einander verwandt, um so größer also die Aufregung. Die Gerüchte, die umliefen, so schrecklich sie lauteten, erreichten doch kaum die Wirklichkeit. Man erzählte auch von verschiedenen tödlichen Mißhandlungen von Engländern, denen der Pöbel die Schuld am Brande zuschrieb: die Juden hatte man diesmal unbehelligt gelassen. Ein Freund von mir aus dem Lande Hadeln, der am dritten Tage des Feuers mit reichen Gaben für die Notleidenden herbeigeeilt war, hatte sich der ihm drohenden Gefahr, da er in seiner Erscheinung einem Engländer sehr ähnlich war, — der Pöbel drängte auf ihn ein und rief: auch so ein verfluchter Engländer! — nur dadurch entziehen können, daß er mit dem urwüchsigen Ausdruck: „Ole Floitje bin ik (alte Flöte bin ich) en Engländer“ seine deutsche Abstammung unzweifelhaft erwiesen hatte. Man erzählte später, ob wahr oder unwahr, weiß ich nicht,

daß der Senat eine bedeutende Entschädigung an die Familien von erschlagenen Engländern habe bezahlen müssen.

Im übrigen zähle ich meinen einjährigen Aufenthalt in Otterndorf zu den angenehmsten meines Lebens. Ich lernte hier ein Ländchen kennen, wie es eigenartiger sonst schwerlich noch zu finden war, in dem sich die altgermanischen Einrichtungen in seltener Ursprünglichkeit und Reinheit erhalten hatten.

Das Ländchen, am Ausflusse der Elbe auf der linken Seite des Stromes dem Lande Ditmarschen gegenüber gelegen, hat auf fünf Quadratmeilen etwa 20000 Einwohner. Das ganze Land, dem Meere abgerungen und trotz der Außen- und Binnendeiche doch, wie im Jahre 1824, von Überschwemmungen schwer heimgesucht, ist fettes Marschland, in dem vor allem Raps und Weizen gebaut wird; für Roggen und Kartoffeln ist es meist zu fett. Die Hauptstadt des Landes ist Otterndorf mit etwa 1800 Einwohnern, außerdem gab es noch einen Flecken Altenbruch und einige wenige Dörfer; das ganze Land war von Höfen durchzogen, die sich einzeln aneinander reihten. Die Hofbesitzer waren wohlhabende, z. T. reiche Leute, 30—40 Pferde auf dem Hofe ganz gewöhnlich. Im Lande selbst nannten sie sich mit Stolz „Bauern", außerhalb, was sie auch wirklich waren, Gutsbesitzer. Mit ihrem Erbe konnten sie machen, was sie wollten, es herrschte unbedingte Teilbarkeit, doch wurde in Wirklichkeit nie geteilt. Landessitte war, daß, wenn mehrere Söhne da waren, der jüngste den Hof erbte, die übrigen mit Geld abgefunden wurden.

Überhaupt herrschte im Lande ein vollständiges selfgovernment. Die Gerichte erster Instanz waren aus den Bauern selbst, ihren Schultheißen und Landschöpfen ohne alle Mitwirkung von rechtsgelehrten Richtern gebildet; der — ebenfalls unstudierte — Kirchspielschreiber sorgte für richtige Ausfertigung der Urteile. Da vor ihnen ebenso gut unstudierte wie studierte Sachwalter auftreten konnten, so hatten die paar Advokaten des Landes wenig genug zu thun. Der beschäftigtste derselben klagte mir einmal, daß er seine Einnahmen im Jahre nicht über 400—500 Thaler brächte. In früherer Zeit, aber noch in unserm Jahrhundert, hatten dieselben Gerichte zugleich die Strafrechtspflege geübt, diese war ihnen aber schon vor meiner Zeit abgenommen und dem königlichen Amte übertragen, das zugleich die Verwaltung der im Lande gelegenen nicht zahlreichen Domänen besorgte. Die freiwillige Gerichtsbarkeit wurde den Kirchspielgerichten auch noch nach der im Anfange der fünfziger Jahre für Hannover erlassenen neuen Gerichtsverfassung, wie ich gehört habe, belassen.

Das Land hatte auch sein eigenes Konsistorium, in dem unter

dem Vorsitz des königlichen Amtmanns neben den Schultheißen und anderen Beisitzern auch die beiden Superintendenten des Landes Sitz und Stimme hatten. Die letzteren wurden von den Predigern, diese aber von den Gemeinden frei gewählt. Die Prüfung der gewählten Prediger wurde von den Superintendenten abgehalten; sie soll nicht eben schwer gewesen und nie einer durchgefallen sein.

Bei dieser Selbstregierung, bei der die staatlichen Behörden nur eine Art von Oberaufsicht führten, stand sich das Land sehr gut, sie konnte aber auch nur bei einer Bevölkerung von so hervorragender praktischer Intelligenz, wie ich sie bei der großen Mehrzahl der Hofbesitzer gefunden habe, sich behaupten. Daß diese infolgedessen ein berechtigtes Selbstgefühl besaßen, ist wohl erklärlich.

Ihre beiden Abgeordneten zur allgemeinen Ständeversammlung saßen gewöhnlich in den Reihen der Opposition, namentlich zu und nach der Zeit der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes, durch die ihr altgermanisches Rechtsgefühl sich aufs tiefste gekränkt fühlte. Davon mag folgende Thatsache, die ich selbst miterlebt habe, einen Beweis liefern.

In Otterndorf bestand ein täglicher Klub für Herren, der von den Landleuten an zwei Tagen in der Woche zahlreich besucht wurde. Eines Abends im Spätherbst 1841 fand ich den Besuch zahlreicher als je zuvor, der Grund war mir bald klar, als ich erfuhr, daß die beiden Abgeordneten, die der vom König Ernst August für „unfähig" erklärten und deshalb aufgelösten zweiten Kammer der Ständeversammlung angehört hatten, gegenwärtig wären. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, als sich ein Redner erhob und ein Hoch auf die „unfähige' Kammer und speciell auf die beiden ihr angehörenden Hadeler Abgeordneten ausbrachte. „Wir werden es uns stets zur höchsten Ehre anrechnen" — so etwa lautete der Schluß seiner Rede — „so ‚unfähige' Männer gewählt zu haben." Die ganze Versammlung stand auf und stimmte begeistert in das dreimalige Hoch des Redners ein.

Gegenwärtig an dem Abend waren auch zwei königliche Amtsassessoren, denen die Sache natürlich sehr peinlich war, die aber, wohl oder übel, wollten sie sich anders nicht Unannehmlichkeiten aussetzen, auf den ausgebrachten Trinkspruch mit anstoßen mußten. Mich als bloß „mittelbaren" Staatsdiener berührte der Vorfall weniger, auch kam mir das Hoch von Herzen, denn der unverantwortliche Rechtsbruch hatte auch mich aufs tiefste empört.

Anderen Tags, als ich vor Tisch einen kleinen Spaziergang um den Wall machte, traf ich den älteren der beiden königlichen Beamten. „Die Scene von gestern Abend", begann er, „ist mir sehr unangenehm

gewesen. Denken Sie, Herr Konrektor, wenn die Sache denunziert wird! Dann ist Strafversetzung das allermindeste, was erfolgen wird. Aber was sollte ich machen? Da mein Kollege, der Präsident des Klubs, blieb, konnte ich ihn doch unmöglich allein lassen."

Mittags aß ich mit diesem seinem jüngeren Kollegen, der, wie ich, unverheiratet war, zusammen im Gasthause. Auch er kam sofort auf den gestrigen Vorfall zu sprechen und war ebenso besorgt wegen einer Denunziation, die zu der Zeit allerdings nicht zu den Seltenheiten gehörte. „Aber was konnte ich thun? Da mein älterer Kollege blieb, blieb ich natürlich auch." So entschuldigte und tröstete sich einer mit dem anderen. Glücklicherweise war ihre Besorgnis unnötig, es fand sich diesmal kein Angeber.

Im Frühjahr war das Land, über das man vom Otterndorfer Kirchturm eine weite Aussicht hat, während der Rapsblüte überaus lieblich. Es erschien dann wie ein Blütenmeer. Auch die Marsch hat ihre landschaftliche Schönheit.

Das Jahr, das ich im Lande Hadeln verlebt, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich habe dort viele Freunde gefunden, deren ich mich auch jetzt nach so langen Jahren noch gern erinnere: persönlich bin ich nie wieder da gewesen. Damals bei dem Mangel an Verbindungswegen war das Ländchen ziemlich abgeschlossen, jetzt ist es durch die Eisenbahn in den Weltverkehr einbezogen. Dadurch mag manches anders geworden sein, aber bei der Zähigkeit des niedersächsischen Stammes werden die alten Sitten und auch die plattdeutsche Sprache, die damals noch in allen Häusern gesprochen wurde, im ganzen sich erhalten haben. Freilich wurde auch hochdeutsch sehr gut und um so gewählter gesprochen, als man es als fremde Sprache erlernte. Mir kam es von Anfang an im Verkehr mit den Bewohnern zu statten, daß ich des Plattdeutschen von meiner Verdener Schulzeit her mächtig war und darum nicht als Fremder betrachtet wurde.

Wäre die „hohe" Schule, wie sie noch hieß, zu meiner Zeit anders gewesen, als sie wirklich war, und hätte ich mich in meinem Berufe dort weiter zu bilden Gelegenheit gehabt, so wäre ich gern länger dageblieben. So aber mußte ich meinen Pilgerstab weiter setzen.

3. Lüneburg (Michaelis 1842—Ostern 1845).

Es gab in der alten Hansestadt Lüneburg zwei Lehranstalten, welche für die Universität vorbereiteten, die Ritterakademie zunächst für den Lüneburgschen, dann aber für den Adel überhaupt, und das städtische Gymnasium Johanneum. Erstere war ein Internat mit

wenigen uniformierten Zöglingen, letztere ein großes Gymnasium, auf dem es auch an adeligen Schülern nicht fehlte, die mehr lernen wollten, als auf der Ritterakademie gelernt zu werden pflegte. Diese wurde infolge der Bewegung von 1848 aufgehoben und ihre Lehrer an verschiedene Schulen des Landes versetzt.

Das Johanneum war eine Schule, auf die die Stadt stolz war und mit Recht stolz sein konnte. Da sie ihre Lehrer besser besoldete, als irgend eine andere Stadt des Landes, so hatte sie immer die Auswahl, und da der Rat trotz der eifersüchtigen Wahrung seiner Patronatsrechte verständig genug war, sich vor jeder Berufung mit dem Oberschulrat Kohlrausch ins Einvernehmen zu setzen, so bekam er gewöhnlich auch die besten. Kohlrausch erklärte das Johanneum für die erste Schule des Landes und den Direktor Haage für den tüchtigsten unter allen Direktoren.

Dieser, schon mit 28 Jahren zum Direktor-Adjunkt ernannt, stand, als ich nach Lüneburg kam, im Anfang der vierziger Jahre, eine große, herkulische Gestalt, mit ausdrucksvollem, lebendigem, energischem Gesicht. Er war ein Direktor, wenn ich so sagen darf, in großem Stil; Kleinigkeiten, die im Schulleben eine wichtige Rolle spielen, überließ er mit Recht zunächst den Klassenlehrern, denen er volles Vertrauen schenken konnte. Er faßte vielmehr das Ganze ins Auge und wußte ihm Richtung und Haltung zu geben und Lehrer und Schüler mit seinem Geiste zu erfüllen. So herrschte denn auf der Anstalt frisches und fröhliches Leben, und Lehrer wie Schüler arbeiteten angestrengt und doch mit Lust. Die jüngeren Lehrer hatten regelmäßig 24 Stunden mit drei starken Korrekturen, die älteren meist 22 Stunden; der Direktor selbst, wenn ich nicht irre, 16 Stunden.

Neben dem Gymnasium bestand eine Realschule mit einem besonderen Dirigenten, damals dem Rektor Dr. Volger, der sich durch geographische und geschichtliche Lehrbücher bekannt gemacht hat. Aber auch sie stand wie das Gymnasium unter der Oberleitung des Gymnasialdirektors. Allgemeine Fragen sowie Disciplinarsachen wurden in gemeinsamen, besondere in Sonderkonferenzen behandelt. Ein Teil der Lehrer war an beiden Anstalten thätig: so hatte ich neben meinen philologischen, deutschen und Religionsstunden das Englische in den obersten Klassen beider.

Das Realschulwesen war derzeit im Hannoverschen erst im Entstehen; an den meisten Schulen hatte man eben angefangen, diejenigen, die nicht studieren wollten, vom Griechischen zu dispensieren und sie dafür in den neueren Sprachen beziehungsweise in der Mathematik rascher zu fördern. In Lüneburg hatte man, glaube ich, zuerst eine

völlige Trennung der Realschüler von den Gymnasialschülern vorgenommen und die Realschule des Johanneums ungefähr im Sinne und Geiste der späteren Realschule I. Ordnung eingerichtet. Doch hatte sie lange Jahre hindurch als eine neue Schule mit vielen Vorurteilen zu kämpfen; die Söhne aus den sogenannten „besseren" Familien besuchten, auch wenn sie nicht studieren wollten, regelmäßig das Gymnasium, weil es für vornehmer galt.

Der hervorragendste Lehrer nach dem Direktor war der Konrektor Schmalfuß, erster Mathematiker am Gymnasium und zugleich Ordinarius von Tertia, in der er den lateinischen Unterricht erteilte. Er hatte neben Mathematik auch Philologie studiert und war ein guter Lateiner, ebenso gab er den deutschen Unterricht in Prima, den er als ein Mann von Geschmack und feiner ästhetischer Bildung in ausgezeichneter Weise vertrat. Seine Beurteilung der Aufsätze war geradezu musterhaft.

Liebenswürdig im Verkehr und Meister in den gesellschaftlichen Formen spielte er schon in seiner damaligen Stellung keine unbedeutende Rolle in den ersten Kreisen der Stadt. Haage ging diese Feinheit im äußeren Benehmen ab; Dr. Christiani, der ihm übrigens sehr befreundet war, nannte ihn deshalb wohl einen „ungeschliffenen Diamanten".

Die Schule war, ich wiederhole es, vortrefflich eingerichtet, das Lehrerkollegium tüchtig und vom besten Geiste beseelt, die Schüler fleißig und von anständiger Haltung. Kaum aber hatte ich derselben ein Vierteljahr angehört, als sie von einem schweren Schlage betroffen wurde: der Direktor Haage starb in den Weihnachtsferien 1842 infolge eines Schlaganfalls plötzlich und unerwartet, denn von allen schien er der kräftigste und für ein langes Leben bestimmt zu sein. Ich hatte die Ferien bei meinen Eltern in Göttingen, wie ich das regelmäßig that und bis zu ihrem Ableben stets gethan habe, zugebracht. Auf der Rückreise machte ich dem Oberschulrat Kohlrausch meinen Besuch und fand ihn, dem sonst ein so ruhiges und gehaltenes Wesen eigen war, ganz verstört; er teilte mir die Schreckensnachricht mit, die mir noch nicht bekannt geworden war und die mich aufs tiefste erschütterte. In Lüneburg fand ich in allen Kreisen Trauer und Niedergeschlagenheit. Was sollte nun aus der Schule, dem Kleinode der Stadt, werden? Das war die Sorge, die jedermann beschäftigte. Zunächst legte man die Vertretung des Direktors in die Hand der drei ältesten Lehrer, Volgers, Junghanns' und Schmalfuß'. Das beste freilich wäre gewesen, wenn man die Leitung dem letzteren allein übertragen hätte, wie er denn auch die Seele des Triumvirats war;

da man aber dem jüngsten unter ihnen aus Schonung für die älteren die Vertretung allein nicht hatte übertragen mögen, so hatte man diesen Ausweg gewählt.

Nunmehr wurden die Stunden des Direktors, der außer dem philologischen Unterricht in Prima auch den in der Geschichte in dieser Klasse erteilt hatte, verteilt und mir, trotzdem ich der jüngste unter allen Lehrern war, fiel ein wichtiger Teil des lateinischen und griechischen Unterrichts in dieser Klasse zu. Das war mir natürlich angenehm, aber im Grunde doch nicht gut, denn einerseits wurde dadurch mein Ehrgeiz ungebührlich geweckt und meine Eitelkeit genährt, andererseits wurde dieser Vorzug — wurde ich doch zugleich Mitglied der Reifeprüfungskommission — von vielen Kollegen nicht gern gesehen. So kam ich, durch und ohne meine Schuld, in eine etwas schiefe Stellung. Dazu war dieser Versuch, wie ich freilich erst später erkannte, für meine Zukunft möglicherweise ein äußerst gefährlicher. Denn gelang mir meine Aufgabe, die an sich und nach einem solchen Vorgänger zumal eine sehr schwere war, nicht, so wurde das Mißlingen nicht meiner Jugend und der Schwierigkeit der Aufgabe, sondern meinem Unvermögen zugeschrieben; für mildernde Umstände wird in solchen Fällen vergeblich plaidiert. Glücklicherweise aber gelang die Sache über Erwarten, obgleich einzelne Primaner nicht viel jünger waren als ich. In den Schriftstellern, die ich zu erklären hatte, Sophokles, Thukydides, Propertius u. a. stand ich von meiner erst jüngst beendigten Studienzeit her mitten inne, dazu imponierte, glaube ich, den Schülern meine Fertigkeit im Lateinischsprechen, da derzeit alle Schriftsteller in der obersten Klasse noch lateinisch erklärt wurden, was zum Vorteil der Sache seitdem mehr und mehr aufgehört hat. Denn das beste kann man doch nur in der Muttersprache geben. Zustatten kam mir, daß ich durch das pädagogische Seminar in Göttingen für meine Aufgabe besser vorbereitet war, als die meisten anderen Kandidaten meines Alters; doch war es, ich muß es wiederholen, das richtige nicht. Der regelmäßige Gang, das allmähliche Aufsteigen von unten nach oben, ist das natürlichste und darum beste. Auf diesem Wege sammelt man nach und nach die nötige Erfahrung, die allein den Erfolg sichert. Auch die zu große Jugend eines Lehrers ist auf dieser Stufe des Unterrichts der Handhabung der richtigen Disciplin in der Regel hinderlich, dazu gehört im allgemeinen auch eine gewisse Reife der Jahre. Ich kann also recht dankbar sein, daß dieser Versuch erträglich ablief. Dazu half auch der Umstand, daß ich eine ausgezeichnete Prima vorfand, der die folgenden Jahrgänge nicht eben nachstanden. Mit solchen Primanern konnte ich es wagen,

die Perikleische Leichenrede zu lesen, was ich später nie wieder versucht habe. Auch war ich verständig genug einzusehen, daß ich in meinem jugendlichen Alter von der Haltung der Schüler nicht alles so verlangen konnte, wie es ein älterer Lehrer hätte verlangen müssen und ich selbst in späteren Jahren verlangt habe.

Im Sommer des Jahres 1843 wurde Schmalfuß zu Haages Nachfolger erwählt. Der Erfolg rechtfertigte die Wahl: Schmalfuß war ein ausgezeichneter Direktor. Hatte man hier und da Bedenken gehabt, ob ein Mathematiker für diesen Posten wohl recht geeignet sei — in Hannover stand dieser Vorgang ohne Beispiel da —, und fürchtete man anfangs, daß fortan die Mathematik über Gebühr ins Gewicht fallen und die Bedeutung der alten Sprachen herabdrücken würde, so zeigte sich alsbald die Grundlosigkeit dieser Bedenken und Befürchtungen. Freilich war Schmalfuß nicht bloßer und einseitiger Mathematiker, sondern auch ein gebildeter Philologe und ein Mann von den vielseitigsten Interessen. Darum hat er seine besondere Wissenschaft niemals überschätzt, ja als Direktor ihr viel weniger Geltung zu verschaffen gesucht denn früher als Lehrer.

Unter den vielen damaligen Schülern, die sich später auf den verschiedensten Gebieten ausgezeichnet haben, hat sich doch keiner einen größeren Namen gemacht als Riemann, den die Mathematiker unmittelbar nach oder neben Gauß stellen. Tüchtig auch in den übrigen Fächern war er schon als Primaner ein so hervorragender Mathematiker, daß Schmalfuß ihm unbedenklich erlaubte, sich in den mathematischen Lehrstunden mit beliebigen anderen Dingen zu beschäftigen, da, wie er sagte, dieser in allem, was in Mathematik auf der Schule vorgetragen würde, ebensogut Bescheid wüßte, wie er selbst, eine Äußerung, die den in seinem Fache so tüchtigen Lehrer nicht minder ehrt als den Schüler. Er nannte ihn schon damals ein mathematisches Genie, von dem das Höchste zu erwarten sei. Bei einem strengen Lehrer in Pension und in der That fleißig, war er doch nie dahin zu bringen, einen lateinischen oder deutschen Aufsatz zu rechter Zeit abzuliefern. Wenn auch sein Pensionsvater versichern konnte, er habe den Aufsatz in seiner Gegenwart gemacht, so war er doch zur bestimmten Zeit nicht da: er hatte ihn eben zerrissen, weil er damit nicht zufrieden gewesen war. Die Strafe für ihn bestand dann unweigerlich darin, daß er am Ablieferungstage auf den Karzer wandern und hier den Aufsatz anfertigen mußte, der dann regelmäßig eine gute Censur erhielt. So hat er die meisten, wo nicht alle Aufsätze der Prima auf dem Karzer gemacht. Seine Laufbahn als Professor der Mathematik in Göttingen war ebenso glänzend wie kurz: er erlag in

jungen Jahren der Schwindsucht fern von der Heimat in Italien, wo er Heilung zu finden gehofft hatte, für die Wissenschaft, wie die Mathematiker sagen, ein unersetzlicher Verlust.

Unter verschiedenen bedeutenden Männern, die ich in Lüneburg kennen zu lernen das Glück gehabt habe, will ich nur zweier gedenken, deren Name weit über die Grenzen der Stadt und des Landes hinausging: des Dr. jur. Christiani und Louis Harms, des Gründers der großen Missionsanstalt in Hermannsburg.

Dem Dr. Christiani, den H. Heine den Mirabeau der Lünebürger Heide nannte, habe ich im Feuilleton des Hannov. Couriers vom 20. März 1886 eine längere pietätvolle Erinnerung gewidmet und kann mich deshalb hier kürzer fassen.

Geboren im Jahre 1797 hatte er nach beendigtem Studium sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt niedergelassen, mit der Praxis aber sich wenig beschäftigt, da er vermögend genug war, um ohne dieselbe leben zu können, und für die höheren Interessen des Lebens mehr Sinn hatte als für die Kleinlichkeiten des gewöhnlichen Prozesses. Litteratur, Geschichte und Staatsrecht waren seine Lieblingsstudien. Zwar hat er auch kleinere Gedichte und einige Dramen, wie es hieß, geschrieben, herausgegeben aber hat er nichts, wohl in richtiger Erkenntnis, daß er mehr eine Fremdes in sich aufnehmende als schöpferische Natur sei. H. Heine, dem er auch verwandt war — er hatte eine Cousine von ihm aus der französischen Linie der Heineschen Familie zur Frau —, fand in ihm seinen glühendsten Verehrer und zuverlässigsten Freund, dem er deshalb in seinem Testamente auch die Herausgabe seiner gesammelten Werke übertrug als dem ihm am meisten geistesverwandten unter allen seinen Freunden. Die Ausführung dieser Testamentsbestimmung unterblieb aber, weil Christiani, damals schon schwer leidend, zwei Jahre nach Heine starb.

Als Abgeordneter der kleinen Lüneburgschen Städte zur zweiten Kammer der Ständeversammlung hatte er das Staatsgrundgesetz vom Jahre 1833 mitschaffen helfen, das durch einen Gewaltstreich des Königs Ernst August, wie ich schon früher bemerkt habe, im Jahre 1837 vernichtet wurde. In den dreißiger Jahren und im Anfange der vierziger Jahre, bis ihm, der inzwischen die Stelle eines Sekretärs beim Obergericht der Stadt Lüneburg angenommen hatte, der Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung versagt wurde, ist er fort und fort für die freiheitliche Entwickelung der Verfassung eingetreten und nach deren Vernichtung als einer der energischsten und zähesten Verteidiger derselben thätig gewesen. Unstreitig der glänzendste Redner unter den damaligen Landtagsmitgliedern stand er auf dem äußersten

linken Flügel der Opposition und galt für einen Radikalen. Freilich wollte das in damaliger Zeit nicht viel sagen: galt doch noch im Jahre 1848 und 1849 in Hannover derjenige für einen Demokraten, der für das Erbkaisertum seine Stimme zu erheben wagte! Hätte Christiani die Zeit von 1866 und 1870 noch erlebt, so würde er ohne Zweifel der nationalliberalen Partei beigetreten sein.

Wie groß er aber auch als Kammerredner war, viel größer war er in der Unterhaltung, hierin ein Meister und Muster, wie ich es in meinem langen Leben nie wieder gefunden habe. In größeren wie kleineren Kreisen war er die Seele des Gesprächs und beherrschte oder, um mich richtiger auszudrücken, leitete dasselbe unmerklich; denn so gut und so gern er redete, hütete er sich doch wohl, das Wort an sich zu reißen, vielmehr wußte er auch andere zum Reden zu veranlassen und war ein ebenso aufmerksamer Hörer wie gewandter Sprecher. Mit einem seltenen Gedächtnisse begabt, unerschöpflich in treffenden Citaten aus seinen Lieblingsdichtern, vor allen Shakespeare, Goethe und Heine, voll von Humor, Witz und Sarkasmus, nie verlegen um schlagende Antworten war er, wie gesagt, die Seele jeder Gesellschaft, und mit ihm zusammen zu sein ein hoher Genuß. An den Mittwoch- und Sonnabendnachmittagen versammelte sich um ihn in einem benachbarten Dorfwirtshause oder bei schlechtem Wetter in einem nahen Kaffeehause ein größerer Kreis von Rechtsgelehrten, Geistlichen, Lehrern, Ärzten u. a. und bildete eine freie, zwanglose Vereinigung, von Mißgünstigen die „geistreiche" Gesellschaft genannt, der ich während der Dauer meines Lüneburger Aufenthalts, also $2\frac{1}{2}$ Jahr, ununterbrochen angehört habe. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörte auch der Senator (Stadtrat), nachher Syndikus, Dr. Meyer, der infolge der Bewegung von 1848 unter dem Ministerium Stüve zum Landdrosten (Regierungspräsidenten) in Hildesheim und nachher zum Kultusminister ernannt wurde. Er war ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter, von großer Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr und von unerschöpflicher guter Laune, mit Christiani von Jugend an aufs innigste befreundet. Es könnte das wundernehmen, da beide Männer so grundverschieden waren. Denn Meyer war ein gläubiger Christ und ein treuer Freund der evangelisch-lutherischen Kirche, Christiani, wenn auch kein Atheist, doch jedenfalls ein Freigeist. Und doch beneidete dieser jenen um seinen Glauben, den er sich, wie Christiani oftmals versicherte, von seinen Jugendjahren an, ohne jemals zu wanken oder in Zweifel zu verfallen, bis ins Mannesalter bewahrt habe. Um dieses seltenen Glückes willen pries der Freigeist den Christen! Und doch waren und blieben beide Männer trotz dieser

Verschiedenheit Freunde fürs Leben, ein Beweis, daß nicht immer Gleichheit des Charakters und der Lebensanschauungen zur Schließung oder Erhaltung der Freundschaft unbedingt notwendig ist.

Genauer noch als durch die Mittwochs- und Sonnabendsgesellschaft habe ich Christiani im Laufe der Sommermonate kennen lernen, wo wir zusammen und allein unsern Kaffee morgens bald nach 5 Uhr in einem nahen Garten zu trinken pflegten. Das waren schöne und in meiner Erinnerung unvergeßliche Stunden. Woran es lag, daß er mir diesen Vorzug vor allen anderen einräumte, weiß ich nicht, wahrscheinlich aber daran, daß ich mit ihm für seine Lieblingsschriftsteller schwärmte und ein guter, allzeit aufmerksamer Zuhörer war, denn natürlich war er, der vielerfahrene, geistreiche, um 20 Jahre ältere Mann der Gebende, ich zumeist der Empfangende. Da er eine rasche und eindringende Beobachtung besaß, wußte er überall im Leben, namentlich auf politischem Gebiete, Bescheid. In Hannover zumal, wohin ihn seine ständische Thätigkeit oft auf Monate berufen hatte, war ihm nichts unbekannt; die Verhältnisse des Hofes, den Charakter der maßgebenden Persönlichkeiten in der Regierung und den Kammern wußte er in drastischer, bald humoristischer und witziger, bald sarkastischer Weise zu schildern: in die Geheimnisse der chronique scandaleuse von Hannover war er eingeweiht wie schwerlich ein zweiter. Auch auf die hohe Politik kam er oft zu reden; ich erinnere mich genau, daß er die schweren Verwicklungen Deutschlands mit Dänemark lange vor der Zeit voraussagte, ehe sie wirklich eintraten, und die Mittel angab, die am besten geeignet seien, um sie zu lösen. Doch hatte ich, aufrichtig gestanden, damals zu wenig Verständnis oder auch nur Interesse für diese Frage, um behalten zu haben, wie er sich darüber aussprach; eins aber betonte er stets: die unlösbare Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer. Noch anziehender als diese politischen Gespräche waren für mich diejenigen, die das litterarische Gebiet berührten. Christiani hatte nicht nur unglaublich viel gelesen, sondern bei seinem außerordentlichen Gedächtnis auch behalten; kürzere und längere Stellen aus Dichtern oder Prosaikern wußte er aus dem Stegreif vorzutragen und das mit einem so treffenden Ausdruck und einem so angemessenen Tonfalle, wie ich es bei keinem anderen auch nur annähernd wiedergefunden habe.

Es waren, ich wiederhole es, unvergeßliche Stunden, die ich so im Verkehr mit ihm verlebt, und noch heute bin ich ihm dankbar für die mannigfache Belehrung, die ich daraus geschöpft habe. Auch nachdem ich Ostern 1845 Lüneburg verlassen hatte, um einem Rufe an das Gymnasium in Celle zu folgen, bin ich ihm nicht fremd geworden.

Ich habe ihn einige Male in Lüneburg, er mich öfter in Celle, wo er wiederholt als Geschworner beschäftigt war, besucht; auch nach unserer Trennung hat er mir seine freundliche Gesinnung, ich ihm meine Dankbarkeit bewahrt, die auch mit seinem im Jahre 1858 erfolgten Tode nicht geschwunden ist. Jedenfalls war er die geistreichste Persönlichkeit, der ich in meinem langen Leben begegnet bin.

Besonders freundlich gestaltete sich mein Leben in Lüneburg durch das Zusammensein mit meinem fast zwei Jahre älteren Bruder Fritz, der als Hofmeister an der dortigen Ritterakademie angestellt wurde. Hofmeister war so ziemlich dasselbe, was man an den gewöhnlichen Gymnasien „Kollaborator" nannte, beides nicht gerade geschmackvolle Titel. Wir hatten gleichzeitig alle Klassen des Gymnasiums durchgemacht, dann zusammen studiert und standen einander so nahe, wie selbst Brüder sonst selten stehen. Zu unserm großen Schmerze hatten wir uns nach der Universitätszeit zum erstenmale trennen müssen, er um Hauslehrer, ich um Lehrer am Gymnasium zu werden: jetzt kamen wir auf mehrere Jahre unerwartet wieder zusammen. Welch große Freude das für uns beide war, brauche ich nicht zu sagen.

Durch ihn wurde ich auch mit den theologischen Kreisen der Stadt näher bekannt, an deren Spitze der damalige Stadtsuperintendent Hölty, ein Großneffe des Dichters, stand. Überall im Lande war der positive christliche Glaube wieder im Erwachen, der bis vor kurzem noch allmächtige Rationalismus im beständigen Rückgange; vor allem durch Pastor Petri in Hannover erstarkte mehr und mehr auch das lutherische Bewußtsein und die Hochhaltung des lutherischen Bekenntnisses. Die älteren Geistlichen hielten sich von diesen Bestrebungen meist fern, ja traten ihnen nicht selten feindlich entgegen, aber die jüngeren Theologen waren voll Begeisterung für die gute Sache des Evangeliums und des Bekenntnisses, und es herrschte in ihren Kreisen namentlich auch in Lüneburg frisches und fröhliches Leben. In diesen Kreis wurde auch ich, obgleich nicht Theologe, durch meinen Bruder eingeführt und bin ihm für mannigfache Anregung und Befestigung im Glauben zeitlebens dankbar geblieben. Durch meinen Bruder trat ich auch mit Ludwig Harms in Verbindung, dessen Name später durch seine Thätigkeit für die Mission in und außer Europa bekannt geworden ist. Damals war er Hauslehrer bei dem Landbaumeister Pampel in Lüneburg, ein Kandidat in schon vorgerückteren Jahren, etwa zehn Jahre älter als ich, und ohne alle Aussicht, jemals eine Pfarre im Hannoverschen zu bekommen. Damit hatte es, wie uns erzählt wurde, denn das Ereignis hatte vor unserer Anwesenheit in Lüneburg stattgefunden, folgende Bewandtnis. Als er einst in der

Johanniskirche zu Lüneburg gepredigt hatte, hatte er im Kirchengebete die den König betreffende Fürbitte weggelassen. Darüber zur Rede gestellt hatte er offen erklärt, er könne gewissenshalber für den König Ernst August wegen seines Verfassungsbruchs nicht beten. Darauf hin wurde ihm vom königlichen Konsistorium die Kanzel verboten und zugleich eröffnet, daß er auf eine Anstellung im Königreiche nicht zu rechnen habe. War ihm dadurch zunächst jede öffentliche Amtsthätigkeit verschlossen — es dauerte damit freilich nicht lange, wenige Jahre nachher wurde er Adjunkt, dann Nachfolger seines Vaters in Hermannsburg und später ein besonderer Liebling des Königs Georg —, so war seine private Wirksamkeit um so größer. Alle Prediger Lüneburgs und die in weitem Umkreise zusammen waren nicht so in Anspruch genommen, wie er, der einfache und von der Regierung gewissermaßen geächtete Kandidat. Von allen Seiten strömten hoch und niedrig zu ihm, um in ihren geistlichen Nöten sich bei ihm Rats zu erholen; amtlos wie er war, übte er eine pastorale Seelsorge ohnegleichen und war nicht nur der beste Berater in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, da er die Verhältnisse des Lebens kannte wie wenige. Religiöse Begeisterung und praktische Nüchternheit, Schärfe des Verstandes und Einfalt des Herzens ließen ihn, den einfachen und schlichten Kandidaten, einen wunderbaren Einfluß gewinnen, der von den ordinierten Geistlichen nicht ohne erklärliche Mißstimmung angesehen wurde. Man sprach viel von Konventikeln, die er mit seinen Anhängern abhalten sollte, und das war ein Wort von böseſtem Klange. Natürlich, da er öffentlich nicht predigen durfte, redete er im kleinen Kreise derer, die sich ihm anschlossen, und hat, wenn auch gegen die kirchliche Ordnung, was ja allerdings unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht zu billigen ist, in den Gemeinden gearbeitet und gewirkt, wie wenige vor und nach ihm: die Bekümmerten aufgerichtet und getröstet, die Hochmütigen gedemütigt, Eltern mit ihren Kindern, Gatten mit Gatten ausgesöhnt in Fällen, in denen aller Zuspruch bis dahin vergeblich gewesen war, kurz einen unglaublichen Einfluß auf weite Kreise hin ausgeübt.

Als mein Bruder und ich ihn zum erstenmal im Herbst des Jahres 1842 besuchten, fanden wir ihn in Schlafrock und Hausschuhen in einem tabakraucherfüllten Zimmer mit einer langen Pfeife im Munde auf- und abgehen. Er hatte schon von unserer Anwesenheit in Lüneburg gehört und freute sich über unsern Besuch, bei dem er uns über eine Stunde festhielt. Von langer hagerer Gestalt — vielleicht trifft diese Beschreibung für seine späteren Jahre nicht zu — hatte er ein etwas blödes Auge, wie es etwa Kurzsichtigen, wenn sie

die Brille abgelegt haben, eigen zu sein pflegt. Unser Gespräch berührte kirchliche und bürgerliche Verhältnisse, in denen er gleichmäßig gut Bescheid wußte und uns seine scharfe Beobachtungsgabe von Menschen und Dingen bewundern ließ. Von Schwärmerei verspürten wir bei ihm nichts, obwohl, wenn er warm wurde, er gelegentlich an die Rede der alten Propheten erinnerte. Ich habe ihn später noch mehrmals besucht — nach vier Uhr nachmittags, wo er sich eine kurze Ruhe gönnte, sah er Besuch gern — und bin stets mit der Überzeugung von ihm geschieden, daß er ein Mann sei von seltener Glaubenstreue und tiefer christlicher Erkenntnis, verbunden mit wunderbarer Einsicht in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, darum auch der rechte Berater in geistlicher und irdischer Not.

Ich habe ihn während seiner amtlichen Wirksamkeit in Hermannsburg nicht wieder gesehen. Hat hier das kirchliche Leben später ungesunde Auswüchse getrieben, so wird die Schuld wohl am wenigsten auf seine Rechnung zu schreiben sein. Geistige und körperliche Anstrengung hat seinen frühen Tod herbeigeführt.

4. Celle a. d. Aller (Ostern 1845—Michaelis 1857).

Zu Ostern 1845 bekam ich einen Ruf als Subkonrektor an das städtische Gymnasium in Celle, mit dem eine willkommene Gehaltsverbesserung verbunden war. Ich nahm denselben an. Die freundliche Stadt, die ich bei meinen Reisen nach Göttingen öfter besucht hatte, hatte gleich anfangs einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht; dieser Eindruck wiederholte sich auch jetzt bei meiner Übersiedelung dahin: ich hatte das unmittelbare Gefühl, daß ich hier gern würde leben mögen, und dies Gefühl hat mich nicht getäuscht.

Mit Ausnahme des alten Fürstenschlosses, in dem die unglückliche Königin von Dänemark, Karoline Mathilde, ihr Leben beschlossen hatte, gab es keine alten Gebäude von Bedeutung, es war eine neue Stadt, unmittelbar an der Aller gelegen, reinlich und freundlich, deren Vorstädte, damals noch Landgemeinden, die eigentliche Stadt mit ihren 4—5000 Einwohnern an Einwohnerzahl bei weitem übertrafen. Erst nach der Einverleibung Hannovers in Preußen ist es gelungen, sie mit der Stadt zu vereinigen, die dadurch auf etwa 18 000 Einwohner angewachsen ist; bei dem hartnäckigen Widerstreben einer Gemeinde aber bedurfte es dazu einer von der Regierung dem Landtage gemachten und von diesem genehmigten Vorlage, also eines Gesetzes!

Obwohl mitten in der Lüneburger Heide gelegen, entbehrt Celle

nicht des landschaftlichen Reizes. Ganz in der Nähe, hart an der Aller, befindet sich ein von dem berühmten Thaer angelegter Garten mit alten stattlichen Bäumen, zu der Zeit ein gern besuchter Vergnügungsort; den Fluß weiter aufwärts das liebliche Dorf Lachtehausen, unmittelbar an einem ausgedehnten, teils mit Laubholz, teils mit Kiefern und Fichten bestandenen Walde. Dahin wurden im Sommer viele Vergnügungspartieen gemacht, am liebsten auf Kähnen, denn der Fußweg führte großenteils durch dichten Sand. Auch auf der andern Seite der Stadt, den Fluß abwärts, fehlte es nicht an Wald, freilich auch nicht an Sand, durch den man sich durchzuarbeiten hatte. Dafür aber hatte man auch trotz andauernden Regens zu jeder Zeit einen trockenen und reinlichen Weg.

Da Celle Sitz des höchsten Gerichts des Landes, des weit über die Grenzen Hannovers hinaus hochangesehenen Oberappellationsgerichts (jetzt Oberlandesgerichts), der Justizkanzlei (Landgerichts), des großen Amts, in dem damals noch Verwaltung und Gerichtsbarkeit vereinigt waren, und des Stadtgerichts für die Stadt war, so gab es hier eine so große Anzahl von Rechtsgelehrten, Richtern und Anwälten, wie sie an einem Orte von der Größe Celles sich schwerlich sonstwo in deutschen Landen zusammenfand. Man konnte Celle geradezu eine juristische Stadt nennen, so sehr beherrschten hier die Rechtsinteressen selbst das gewöhnliche Gespräch, und es war kein Wunder, wenn auch dem Laien, der sich hier längere Zeit aufhielt, etwas von juristischer Weisheit anflog.

Wenn die Hannoveraner im allgemeinen durch Reinheit der Aussprache vor den übrigen Deutschen sich auszeichnen, so die Cellenser vor den übrigen Hannoveranern. Es ist eine in der That begründete Behauptung, daß hier das beste Deutsch gesprochen wird, und das nicht allein von den höheren, sondern auch von den niederen Ständen. Selbst die Dienstboten, die, meist vom Lande stammend, nicht weniger grammatische Fehler machen, als sie anderswo gemacht werden, sprechen Mitlauter und Selbstlauter mit einer Reinheit und einem so melodischen Klange der Stimme aus, wie ich es sonst nirgend gefunden habe. Der ganze Menschenschlag, Männer wie Frauen, trägt das echt sächsische Gepräge: stattliche Gestalten, feine Hautfarbe, blaue Augen, blondes Haar. Ein Schriftsteller, der, wenn ich mich nicht irre, im Jahre 1848 oder 1849 seine Reise durch ganz Deutschland im Beiblatte der Augsburger Allgemeinen Zeitung beschrieb, erklärte, nirgendwo schönere Mädchen als in Celle gesehen zu haben, eine Äußerung, die, wie ich mich wohl erinnere, dem ungenannten Verfasser lebhaften Dank von seiten der Cellenserinnen eintrug.

Wie in keiner andern Stadt Hannovers war hier der Adel durch Zahl und Einfluß vertreten. Dieser, dem sich das Militär und der höhere Beamtenstand anschloß, bildete die erste Gesellschaft, die sich von der sogenannten zweiten streng abschloß. Doch auch in der ersten gab es wieder Abstufungen zwischen dem alten und jungen Adel. Es wurde als Thatsache erzählt, daß einst in einer Abendgesellschaft eine Dame von altem Adel sich beklagt hatte, daß man sie mit einem Herrn von jungem Adel, der doch Mitglied des höchsten Gerichts war, am Spieltische zusammengebracht habe!

In der neueren Zeit wird es hoffentlich mit diesen krankhaften geselligen Zuständen anders geworden sein.

Das städtische Gymnasium zählte damals noch nicht 200 Schüler, die einzelnen Klassen waren also nicht überfüllt. Ein neues stattliches Gebäude sorgte für ihre Bedürfnisse. Außer den 6 Gymnasialklassen gab es 3 Realklassen für Nichtstudierende. An der Spitze stand ein in Thüringen geborener, ins Hannoversche zunächst nach Lingen und von da nach Celle berufener Direktor. Seine Wirksamkeit in seinen früheren Stellungen wurde gelobt, aber in Celle war er geistig wie körperlich rasch gealtert; auf das Kollegium hatte er geringen Einfluß. Die Hauptsache war ihm, daß selbst bei Erkrankung mehrerer Lehrer alle Stunden ausgefüllt wurden; wer sie gab, oder was einer gab, war ihm im Grunde gleichgültig, wenn sie nur gegeben wurden. Zu seiner Ehre aber muß ich hinzufügen, daß er auch selbst in solchen Fällen stets bereit war, Aushülfe zu leisten. Pflichtmäßig besuchte er von Zeit zu Zeit die Stunden der Lehrer, doch hat er nie ein Wort des Tadels oder der Anerkennung gesprochen, oder jungen Lehrern einen praktischen Wink oder guten Rat gegeben: für sie war darum sein Besuch ohne Nutzen. Auch die Tonart, in der er zu den Schülern sprach, hatte häufig etwas Verletzendes; er gebrauchte mitunter Scheltworte, die anderswo vielleicht geduldig hingenommen wären, in dem feinen Celle aber tiefen Unwillen erregten. Eines Tages, als die meisten Lehrer außer dem Direktor im Beratungszimmer versammelt waren, erschien eine Abordnung von drei Primanern, deren Sprecher einer unserer tüchtigsten und bescheidensten Schüler war, jetzt einer der höchstgestellten Geistlichen der Provinz Hannover, um sich über die unwürdige Behandlung von seiten des Direktors zu beklagen. Natürlich antworteten wir ihnen, daß das Lehrerkollegium nicht über dem Direktor stände, und wußten sie durch freundliche Zusprache zu beruhigen; in der Sache selbst freilich mußten wir ihnen im stillen recht geben.

Was ihm an Takt und pädagogischer Einsicht fehlte, besaß in

hohem Grade der ihm zunächst stehende Lehrer, der Rektor Hoffmann, der einige Jahre später zum Direktor des Johanneums in Lüneburg ernannt wurde, nachdem Direktor Schmalfuß als Rat ins Oberschulkollegium berufen worden war. Hoffmann war ein ebenso gediegener und vielseitiger, auf klassischem und germanistischem Gebiet gleich gut bewanderter Gelehrter wie vortrefflicher Lehrer. Er gehörte nicht zu den seltenen Persönlichkeiten, die, wie Haage in Lüneburg, ihre Schüler durch ihre Lebhaftigkeit und Begeisterung im Sturm mit sich fortreißen: er war ruhig, besonnen, klar, wurde aber nie langweilig und wußte, was die Hauptsache ist, sie zum Arbeiten anzuleiten und tüchtig zu fördern. Er selbst aber arbeitete zu viel auf Kosten seiner ohnehin nicht starken Gesundheit, und dem ist auch sein verhältnismäßig früher Tod in erster Linie zuzuschreiben. In Celle hatte er bei der zunehmenden Schwäche des Direktors eine ungleich einflußreichere Stellung, als sonst die zweiten Lehrer zu haben pflegen, in diesem Falle zum Segen der Anstalt.

Neben ihm stand in größtem Ansehn und hatte den entschiedensten Einfluß auf die Schule der Mathematiker und Physiker Oberlehrer Joseph Helmes, Verfasser eines in 4 Bänden erschienenen wissenschaftlich bedeutenden mathematischen Lehrbuchs. Trotzdem er Katholik war und ich Protestant, schätzten wir uns aufrichtig und waren und blieben Freunde fürs Leben. 1879 erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir seinen Entschluß zu Ostern d. J. aus dem Amte zu scheiden, und die Gründe dafür mitteilte. Wie schwer ihm dieser Entschluß wurde, zeigte sein Brief, und das habe ich wenige Jahre darauf, als ich selbst zurücktrat, ihm so recht nachempfinden können. Auch von Freiburg i. Br. aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, hat er zu meiner Freude den Briefwechsel mit mir bis zu seinem im Jahre 1883 erfolgten Tode fortgesetzt. Er war eine edle, ideal angelegte Natur, für alles Gute und Schöne in Kunst, Litteratur und Leben begeistert, und seine Begeisterung auch anderen und namentlich seinen Schülern mitteilend, die ihn aufs höchste verehrten. Eins ist mir an ihm stets merkwürdig gewesen. So klar und bestimmt er in seinem Unterrichte war — niemand konnte ihn darin übertreffen —, so unklar konnte er sein, wenn er in größerem oder kleinerem Kreise auf kirchliche oder politische oder sociale Fragen zu sprechen kam. Er pflegte dann in Feuer zu geraten und sich in langen, fließenden Perioden zu ergehen, aber so, daß die Hörer am Schlusse sich oft genug fragten: Was hat er eigentlich gemeint? Denn „dunkel war der Rede Sinn".

Kirchlich stand er auf der Seite eines Seiler und Wessenberg

und glaubte, es könne doch den Protestanten nicht schwer werden, sich mit solchen Männern zu einigen. Einheit der Kirche und Verbesserung der bestehenden, war der Grundsatz, den er stets betonte. Was die Protestanten bei solcher Einigung hätten aufgeben müssen, ist ihm freilich als Katholiken nie klar geworden.

Dr. Berger war als Lehrer weniger bedeutend als die beiden zuvorgenannten Kollegen, aber als Grammatiker hat er sich sehr verdient gemacht. Er erkannte zuerst wieder mit richtigem Blick, daß die z. Z. im Gebrauch befindlichen lateinischen und griechischen Lehrbücher allzu viel unnützen Ballast mit sich führten, der beseitigt werden müßte. Dabei verstand er die seltene Kunst, den Regeln eine Fassung zu geben, daß sie für Schüler leicht verständlich und auswendig zu lernen waren, eine Kunst, die einst Bröder in hohem Grade besessen hatte. Darum gewannen seine Grammatiken und sonstigen Lehrbücher rasch Eingang in die Schulen: es waren eben praktische Lehr- und Lernbücher. Und darum werden sie auch jetzt noch, obgleich eine große Zahl nach seinem Vorgange für die Bedürfnisse der Schüler abgefaßter Lehrbücher erschienen ist, an vielen Anstalten gebraucht.

Von meinen damaligen Kollegen leben, wenn ich recht unterrichtet bin, nur noch vier: Herrmann, Regel, Meyer und Schuster. Der erste, seit Jahren in Ruhestand getreten, muß jetzt ein Achtziger sein, da er schon in Göttingen als Konrektor am Gymnasium mein Lehrer gewesen war; Regel wurde später Direktor des Gymnasiums in Hameln, Meyer ging bei der Gründung der Realschule I. Ordnung in Celle an diese über, Schuster, der jüngste von uns, ist noch jetzt als Direktor des städtischen Realgymnasiums in Hannover in voller Wirksamkeit, während Regel kurz vor mir, Meyer nach mir in den Ruhestand getreten sind. Diesen um das Gymnasium hochverdienten, mir herzlich befreundeten Männern drücke ich im Geiste in alter Freundschaft die Hand.

Aus der vorstehenden Darstellung erhellt, daß das Gymnasium nicht arm war an tüchtigen, zum Teil hervorragenden Lehrern, aber es fehlte an einheitlicher Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte; der Direktor war dazu um so weniger imstande, als er in den letzten Jahren seines Lebens von asthmatischen Leiden schwer heimgesucht wurde und sich doch zum Rücktritt vom Amt nicht entschließen konnte. Nach seinem Tode (März 1856) wurde Oberlehrer H. Brock vom Lyceum in Hannover zu seinem Nachfolger berufen, ein Mann, der gerade die Eigenschaften besaß, die seinem Vorgänger fehlten. Ein vortrefflicher, sehr anregender Lehrer, war er zugleich ein vorzüglicher Organisator, der jedermann an die richtige Stelle zu setzen verstand;

er wußte, was er wollte, und was er wollte, führte er auch durch. Schon auf der Universität mit ihm bekannt, trat ich ihm in Celle bald freundschaftlich nahe, da wir nicht nur in unsern pädagogischen, sondern auch in kirchlichen und damals auch in unseren politischen Ansichten übereinstimmten. Ich habe in Celle nur ein Jahr mit ihm zusammen gearbeitet, aber unser freundschaftlicher Verkehr wurde durch meine Versetzung nach Hildesheim und später nach Clausthal nicht unterbrochen und dauerte auch nach dem Jahre 1866 fort, als unsere politischen Ansichten auseinander gingen. Da er sich in die neuen Verhältnisse nicht zu finden vermochte, verließ er schweren Herzens sein Heimatland und folgte einem Rufe als Direktor und Schulrat nach Dessau, ein Verlust für die Provinz, der er noch große Dienste hätte leisten können.

Seine Abneigung gegen Preußen ist bis zu seinem Tode dieselbe geblieben und hat ihn, wie er mir oft geklagt hat, den meisten seiner früheren Freunde entfremdet. Nur mit einigen wenigen derselben, wie z. B. dem jetzigen Landgerichtspräsidenten Roscher in Göttingen, seinem vertrautesten Jugendfreunde, und auch mit mir, den er in Dresden öfters besucht hat, wie den Direktoren Ebeling und Haage, bestand trotz aller Verschiedenheit der politischen Anschauung die alte Freundschaft fort. Auch die Jahre 1870 und 1871, die doch so viele umstimmten, haben an seinen Gesinnungen nichts geändert und ihn mehr verbittert als versöhnt.

Während meiner Amtsthätigkeit in Celle überraschte uns die Bewegung von 1848, die namentlich uns Jüngere mächtig aufregte und fortriß. Daß sie zunächst ohne große Ergebnisse verlief, ist ja wahr und bei der allgemeinen politischen Unreife nur zu erklärlich. Aber wie hätten wir auch zu klaren Anschauungen gelangen können, nachdem das ganze Volk so lange Jahre hindurch am Gängelbande geführt worden war? Es ist deshalb recht wohlfeil, über die „unpraktischen Ideologen" dieses Jahres zu spötteln; unpraktisch waren wir freilich, aber voll hoher Ideale, die ja dann auch später in schönerer Weise, als wir gedacht und gehofft, sich verwirklicht haben. Die Sehnsucht nach Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durchdrang und begeisterte den größten und besten Teil der Nation, das war und blieb bei aller Zersplitterung in die verschiedensten Parteien fortan der leitende Gedanke. Und so hat denn unstreitig das viel bespöttelte Jahr 1848 den Jahren 1866 und 1870 mächtig vorgearbeitet: die nie erloschene, damals aber zu neuem Leben erwachte Idee der Einigung Deutschlands unter einem Erbkaiser verlor sich nicht wieder, bis sie endlich ihre herrliche Erfüllung fand.

Die Ausschreitungen, die die Bewegung an vielen Orten im Gefolge hatte, sowie die offene Erklärung verschiedener Parteiführer für die Republik verleideten mir meine Teilnahme an öffentlicher politischer Thätigkeit. Ich zog mich daher mit meinen Freunden, die den konstitutionellen Verein gebildet hatten, um so mehr zurück, als ich die Worte Fr. Kohlrauschs, die er derzeit in einer Lehrerkonferenz in Celle sprach, in ihrer vollen Wahrheit erkannte. „Ein Lehrer", sagte er, „dürfe kein Agitator für eine Partei sein, sonst verliere er das Vertrauen der Schülereltern, die einer anderen Partei angehörten, und schade damit der Schule, die des allgemeinen Vertrauens nicht entbehren könne. Dabei sei es ziemlich gleichgültig, ob er für die konservative oder liberale Partei agitiere; alles Agitieren an sich sei für den Lehrer wie für die Schule nachteilig. Natürlich sei es dem Lehrer ebenso wenig wie einem anderen verwehrt, seiner Ansicht im persönlichen Verkehr wie bei städtischen oder allgemeinen Wahlen Ausdruck zu geben, nur vor dem Hervortreten in die Öffentlichkeit wie vor allen Extremen habe er sich im Interesse der Schule sorgfältig zu hüten. Der bekannte Ausspruch salus publica suprema lex esto finde hier seine entsprechende Anwendung". So etwa lauteten seine Worte, die ich mir für die Folgezeit zur Richtschnur meines Handelns genommen habe. Bei aller Selbständigkeit meiner politischen Überzeugung habe ich mich doch nie einer bestimmten Partei im öffentlichen Leben angeschlossen, so sehr diese auch sonst meinen Anschauungen entsprechen mochte. Dadurch habe ich mir das Vertrauen der Schülereltern erhalten und so, wie ich glaube, dem Wohle der Schule gedient, zumal in meinen späteren Stellungen als Direktor, für den jene Worte Kohlrauschs in noch viel höherem Grade gelten als für den bloßen Lehrer.

Möchten doch auch die Geistlichen dieselben beherzigen! Für ihre gedeihliche Wirksamkeit in der Gemeinde ist eine einseitige politische Agitation geradezu verderblich.

Im Jahre 1851 führte ich meine Braut, Anna Winnecke, Tochter des Superintendenten Winnecke in Gittelde am Harz, als meine Frau heim. Fein gebildet, einfach und häuslich, voll tiefen Gemüts und dabei scharfen Verstandes ist sie 34 Jahre die Seele unseres Hauses gewesen. Was ich und meine Kinder an ihr gehabt und mit ihr verloren haben, als sie am 5. Februar 1885 starb, und wie viel Thränen ihr nachgeweint sind und noch nachgeweint werden, das will ich hier nicht schildern. Es dauerte geraume Zeit, denn des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, ehe ich nicht bloß mit den Lippen, sondern in Wahrheit sprechen konnte:

Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!

Auch ihr sagte Celle von Anfang an zu, und bald fühlte sie sich hier heimisch und glücklich. Als wir 6 Jahre später von dannen ziehen mußten, wurde ihr das Scheiden ebenso schwer wie mir; doch sollte es uns nicht erspart bleiben.

Im Sommer 1857 erhielt ich ein Schreiben vom Schulrat Schmalfuß, nach dem Professor Gravenhorst vom kgl. Andreanum in Hildesheim zum Direktor des Gymnasiums in Bremen gewählt und ich zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Gravenhorst, der am Gymnasium zu Göttingen zwei Jahre lang mein Lehrer gewesen war, galt für einen hervorragenden Schulmann; seine Stellung am Andreanum war nächst der des Direktors die bedeutendste und angesehenste. Daß ich zu seinem Nachfolger ausersehen war, war also für mich eine Ehre, doch hatte ich große Bedenken. Die dortigen kollegialischen Verhältnisse, in Celle so angenehm, wurden mir in wenig günstigem Lichte geschildert, außerdem erfuhr ich, daß die auf Gravenhorst folgenden Lehrer bei seinem Abgange auf ein Aufrücken gerechnet hätten und deshalb einen Einschub ungern sähen. Auch hatte ich mich in Celle so eingelebt, daß es mir schwer wurde, welchem Rufe auch immer zu folgen. Ich beschloß deshalb persönlich nach Hannover zu fahren und den Plan meiner Versetzung, wenn möglich, rückgängig zu machen.

Der Schulrat Schmalfuß, den ich zuerst aufsuchte, stellte mir die Sache in einem viel günstigeren Lichte dar, als ich sie angesehen hatte, und wies namentlich auf die innere und äußere Förderung hin, die mir durch die neue Stellung zu teil würde. Darauf begleitete er mich zum Oberschulrat Kohlrausch. Dieser setzte mir in seiner wahrhaft väterlichen Weise die Gründe auseinander, die das Oberschulkollegium bewogen hätten, gerade mich für diese Stelle zu bestimmen: sie hätten eben zur Zeit keinen für diese wichtige Stelle tauglicheren als mich. An ein Aufrücken der Kollegen in Hildesheim sei nicht zu denken; es käme noch hinzu, daß der Direktor Brandt meine Berufung dringend wünsche. Trotzdem konnte ich eine freudige Zusage nicht machen, so schwer wurde mir die Trennung von Celle. So sagte ich denn zum Schluß unserer einstündigen Unterredung, ich würde nur gehen, wenn der Herr Oberschulrat es beföhle. „So befehle ich es denn", erwiderte er mit seinem freundlichen Lächeln, denn jedes Befehlen wurde ihm schwer. Damit war die Sache entschieden: zu Michaelis 1857 mußte ich mein geliebtes Celle verlassen, an dem ich mit ganzer Seele hing.

5. Hildesheim (Michaelis 1857—Ostern 1865).

Es gab hier zwei Gymnasien, ein protestantisches, das königliche Andreanum, und ein katholisches, das bischöfliche Josephinum. Während in den früheren duldsameren Zeiten jenes auch von vielen Katholiken, dieses von Protestanten besucht wurde, hatte das bei der allmählich immer schroffer gewordenen Stellung beider Konfessionen gegeneinander — etwa zwei Drittel der Einwohner Hildesheims gehörten der protestantischen, ein Drittel der katholischen Kirche an — fast ganz aufgehört: nur ausnahmsweise besuchten Protestanten das Josephinum, Katholiken das Andreanum. Letzteres war bei weitem am zahlreichsten besucht. Ich fand bei meinem Amtsantritt etwa 450 Schüler vor, bei meinem Abgange nach Clausthal war die Zahl auf beinahe 600 gestiegen und damit, wie der Direktor Brandt meinte, der Höhepunkt erreicht. Doch war das ein Irrtum. In den folgenden Jahren wuchs die Schülerzahl noch so erheblich, daß eine völlige Trennung der Human- und Realklassen zu einer unabweisbaren Notwendigkeit wurde, und die Abzweigung einer Realschule I. Ordnung, jetzt Realgymnasium genannt, unter einem eigenen Direktor erfolgte.

Wir hatten Schüler aus dem ganzen Lande, vornehmlich aber aus dem Fürstentum Hildesheim. Die wohlhabenden Landleute dieser gesegneten Landschaft wünschten für ihre Kinder eine bessere Bildung, als sie selbst empfangen hatten, und schickten sie teils in die Human-, teils und zumeist in die Realklassen, deren es von Tertia aufwärts drei gab, während die unteren Klassen den Bedürfnissen von beiderlei Arten der Schüler genügen mußten. Darum waren diese regelmäßig überfüllt, aber auch die übrigen stark besucht. Eine Vorschule, aus Septima und Oktava bestehend, bereitete in zweckmäßiger Weise für den Eintritt in die eigentlichen Gymnasialklassen vor.

Diese Einrichtung war das Werk des damaligen Direktors Brandt, eines Mannes von großem organisatorischen Talent. Davon hatte er schon in seinem früheren Wirkungskreise in Emden, dessen Progymnasium hauptsächlich durch seine verdienstvolle Thätigkeit zu einem Gymnasium erhoben worden war, die Probe abgelegt, infolge deren er im Jahre 1849 in diese seine jetzige größere und verantwortlichere Stellung berufen worden war. Hier hatte er die schwierige Aufgabe, eine allmählich innerlich wie äußerlich heruntergekommene Schule zu neuem Leben zu erwecken; zu dem Zwecke blieb ihm, das erkannte er mit klarem Blick, nichts übrig, als binnen wenigen Jahren eine größere Anzahl älterer Lehrer in Ruhestand versetzen und in ihre Stelle eine Reihe von jüngeren berufen zu lassen, was natürlich, so notwendig

es auch war, doch nicht ohne mannigfache Verstimmung abging. Aber der Zweck wurde erreicht: das Gymnasium galt bald als eins der besten im Lande. Behülflich war dazu außer anderen jüngeren Kräften insbesondere der nach Auflösung der Ritterakademie in Lüneburg hierher versetzte Professor Gravenhorst, der vor wenigen Jahren in Braunschweig als Gymnasialdirektor und Oberschulrat verstorben ist. Er war ein anregender, geistreicher Lehrer, wie ich aus eigener Schülererfahrung weiß. Das war Direktor Brandt nicht, vielmehr eine vorsichtige, bedächtige, ziemlich prosaische Natur; sein Sinn für Ordnung artete oft in Pedanterie aus, die Lehrern wie Schülern wenig gefiel. Während nun Gravenhorst die Schüler der Prima als seine „jungen Freunde" behandelte und ihnen allzufrei die Zügel schießen ließ, was ihm dann selbst oft genug unbequem wurde, hielt Brandt ein strenges Regiment Und so ergänzten sich beider Naturen im ganzen recht gut: waren die Stunden des einen anziehender, so die des andern lehrhafter, und war die Disciplin des einen schlaff, so die des andern um so straffer. Daß Gravenhorst von beiden der beliebtere war, ist selbstverständlich; lieben doch die Schüler, so lange sie Schüler sind, eine Zucht, die ihrem Belieben möglichst freien Lauf läßt, erst später kommen sie zur Einsicht, daß sie der, wenn auch mit einiger Pedanterie verbundenen Strenge doch viel mehr zu verdanken haben, als der übertriebenen Nachsicht.

Mir, als Gravenhorsts Nachfolger, dessen Grundsätzen es widersprach, die Schüler zu verhätscheln und zu verwöhnen, wurde durch einen solchen Vorgänger die Disciplin anfangs nicht wenig erschwert, doch dauerte es nicht lange, bis ich das Vertrauen und die Liebe der Schüler gewonnen hatte, zumal ich, wenn auch streng auf Ordnung haltend, doch von aller Kleinlichkeitskrämerei frei war. Sie fühlen, die Sextaner so gut wie die Primaner, unmittelbar, ob ein Lehrer es gut mit ihnen meint und sie „bei ihm was lernen"; ist das der Fall, so hat er ihre Achtung von vornherein, und dann folgt auch ihr Vertrauen und ihre Liebe ganz von selbst. Dem entsprechend ist denn auch die Haltung der Klassen; besonderer Zuchtmittel bedarf es nicht, und pädagogische Kunststücke sind ganz überflüssig. Ein Lehrer, der diese Stellung bei seinen Schülern gewonnen hat, wird nur in vereinzelten Fällen zu Strafen genötigt sein, ja man kann dreist behaupten, daß, je besser ein Lehrer ist, er um so weniger straft, je schlechter, um so mehr. Den Kandidaten und jüngeren Lehrern, die nur zu rasch mit Strafen bei der Hand sind, habe ich diesen Erfahrungssatz stets vorgehalten; ein Blick, ein Wort wird in den meisten Fällen genügen, sehr selten wird eine schärfere Strafe

nötig sein. Tritt aber diese Notwendigkeit ein, so hat sich der Lehrer in der Klasse vor allen Erörterungen und Unterhandlungen mit dem Schüler zu hüten, aus denen er selten als Sieger hervorgehen wird: kurz und bestimmt laute sein Befehl, damit abgemacht! Zu Hause mag er, wenn der Fall danach angethan ist, die Sache mit ihm eingehender besprechen, vor der Klasse nie.

Hat der Lehrer das richtige Ansehen — Autorität oder Respekt pflegt man zu sagen —, so ist das Unterrichten eine Lust, ohne das eine Qual, unter der er, wie es scheint, in kurzer Zeit erliegen müßte. Und doch habe ich derer genug gekannt, die es 40—50 Jahre aushielten und dabei gesund und wohlgemut blieben, ein Rätsel, dessen Lösung ich dem Leser selbst überlasse. Die Schule aber hat schwer daran zu tragen, denn bei solchen Lehrern wird wenig oder nichts gelernt.

Der Schwerpunkt meines Unterrichts in Hildesheim lag in der noch nicht geteilten und darum oft über 40 Schüler zählenden Prima, in der mir die Korrektur der deutschen Aufsätze und der lateinischen und griechischen Arbeiten (Exercitien), daneben in Obersekunda der lateinischen Extemporalien zufiel, also eine schwere Arbeitslast. Die Schüler waren im allgemeinen fleißig, ganz besonderen Fleiß aber verwandten sie auf den deutschen Aufsatz, dessen Beurteilung und Besprechung sie stets mit äußerster Spannung entgegensahen. Selten war ein Aufsatz unter 20, oft über 50 Seiten, ja ich erinnere mich, daß ich einmal eine Arbeit von mehr als 100 Seiten bekam und diese so eng geschrieben, daß ein anderer bequem aus einer Seite drei gemacht haben würde. Das bloße Lesen derselben, denn zu verbessern war wenig oder nichts, erforderte sechs Stunden! Ich war anfangs über die ungewöhnliche Länge ärgerlich und nahm mir vor, dem Verfasser darüber gehörig den Text zu lesen. Je weiter ich aber las, umsomehr schwand mein anfänglicher Ärger und verwandelte sich zum Schluß in herzliche Freude über eine solche Leistung: es war eine nach Inhalt, Anordnung und Stil musterhafte Arbeit, wie sie mir bei einem Schüler noch nicht vorgekommen war. Ich bemerke dazu, daß alle seine Aufsätze, auch die in der Klasse unter den Augen des Lehrers angefertigten, vortrefflich waren und regelmäßig den ersten Grad davontrugen. Ähnliche Arbeiten lieferten auch andere, und reger Wetteifer herrschte unter allen.

Nicht wenig trug hierzu auch wohl der Umstand bei, daß im alten Hannover gerade auf den deutschen Aufsatz das Hauptgewicht gelegt wurde. Wer in der Reifeprüfung hierin nicht das Prädikat „befriedigend" erhielt, dem mußte das Reifezeugnis versagt werden,

wie tüchtig auch seine übrigen Leistungen sein mochten. Im Deutschen wurde wenigstens ein Mittelmaß von Tüchtigkeit verlangt, dessen Mangel durch nichts ausgeglichen werden konnte. Anders in anderen Ländern. In Sachsen z. B. wird das Deutsche entschieden niedriger geschätzt und den beiden klassischen Sprachen wie der Mathematik an Wert nachgestellt. Denn während nach der bestehenden Reifeprüfungsordnung „ungenügende Leistungen in einem einzelnen Fache durch besonders tüchtige Leistungen im Lateinischen oder im Griechischen oder in der Mathematik kompensiert werden können", ist diese Ausgleichungsbefugnis selbst den vorzüglichsten Leistungen im Deutschen nicht eingeräumt. Und darin liegt meines Erachtens eine wohl nicht beabsichtigte, aber doch thatsächliche Unterschätzung gerade des Faches, das für alle, gleichviel ob höhere oder niedere Schulen, das erste und wichtigste ist.

Das Lehrerkollegium, das mich freundlich aufnahm und mit dem ich bald auf gutem, zum Teil vertrautem Fuße stand, war tüchtig und von eifrigem Streben beseelt. In mehreren Kollegen fand ich alte Universitätsfreunde wieder, ein früherer Schüler von Lüneburg her wurde nun mein Kollege und bald mein Freund. Nicht wenige von ihnen rückten später in direktoriale Stellungen ein und bekleiden diese noch jetzt.

Man war anfangs gespannt auf meine Stellung dem Direktor gegenüber, ob ich, wie Gravenhorst im Verein meistens mit jüngeren Lehrern, in eine Oppositionsstellung gegen ihn treten oder unbedingt mit ihm und seiner Partei — denn in zwei Parteien hatte sich das Kollegium gespalten — gehen würde. Beides lag mir gleich fern, wie bald klar wurde: ich habe mir stets mein freies Urteil gewahrt. Eine systematische Opposition gegen den Direktor zu machen, habe ich immer für sündhaft gehalten; andererseits ist ein beständiges Jasagen ohne aufrichtige Zustimmung gewissenlos. Dagegen giebt es im Schulleben eine Menge untergeordneter und ziemlich gleichgültiger Fragen, in denen man den Wünschen des Leiters gern nachgeben kann, zumal die Voraussetzung vorliegt, daß er dieselben am reiflichsten erwogen hat. In solchen Fällen hat er an mir stets eine Stütze gefunden. Anders war es, wo es sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um Fragen von Bedeutung handelte. War ich hier abweichender Ansicht, so habe ich derselben in unseren Konferenzen unverhohlen Ausdruck gegeben. Meistens aber besprach er alle wichtigeren Vorlagen, ehe er sie an die Konferenz brachte, mit mir besonders und ist infolgedessen nicht selten, was ihm schwer wurde, von seiner ursprünglichen Anschauung zurückgetreten, entweder von meinen Gründen überzeugt oder aus

Furcht, in der Konferenz überstimmt zu werden, was ihm höchst empfindlich war. So kamen wir denn vortrefflich miteinander aus; auf der andern Seite vertrauten mir die Kollegen, denn sie wußten, daß ich nur meiner Überzeugung folgte, unbekümmert, ob ich damit anstieß oder nicht.

Da das Lehrerkollegium sehr groß war, so fand ein eigentlicher Verkehr immer nur unter einzelnen Mitgliedern desselben statt; dieser gestaltete sich aber für uns sehr angenehm. Außer zu ihnen traten wir auch in nahe Beziehung zu den Geistlichen der Stadt, die mir zum Teil schon von früher her befreundet waren, zum Teil befreundet wurden, da wir auf gleichem kirchlichen Boden standen. Meiner Frau, einer Predigertochter, war dieser vertraute Umgang mit Predigerfamilien hier wie in Celle nicht weniger lieb als mir.

An der Spitze der evangelischen Geistlichkeit der Stadt und der Provinz stand der General- und Stadtsuperintendent, zugleich Konsistorialrat und Mitglied des Konsistoriums in Hannover D. Twele, ein Mann von durchdringendem Verstande, ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit und umfassenden Kenntnissen auch auf den übrigen Gebieten des Wissens, dazu von großer Gewandtheit in der Dialektik. Man sagte von ihm, er sei ein ebenso guter Jurist wie Theologe. In der regelmäßigen wöchentlichen Vereinigung der Prediger ihn einen Abschnitt des Neuen Testaments erklären zu hören, war für alle ein hoher Genuß, der auch mir als Gast derselben öfter geworden ist. Zu ihm, als nahem Verwandten meiner Frau, trat ich gleich von Anfang an in enge Beziehung; von den vielen Abenden, die wir mit ihm und seiner geistreichen, mehr als gewöhnlich gebildeten Frau verlebt haben, bin ich nie ohne mannigfache Belehrung nach Hause zurückgekehrt.

Mitglied der Schulkommission und der Reifeprüfungskommission für das Andreanum, war er nicht allein mit den Verhältnissen dieser Anstalt vertraut, sondern auch auf dem ganzen Gebiet der Pädagogik wohl bewandert. Auch in dieser Beziehung konnte man aus seiner reichen Erfahrung viel lernen. Von allen bedeutenden Persönlichkeiten, die ich in Hildesheim kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, war er weitaus die bedeutendste, der ich mich zu herzlichem und dauerndem Danke verpflichtet fühle. Mit ihm und den übrigen Predigern der Stadt, von denen nur noch zwei am Leben sind, habe ich den viel berufenen Katechismusstreit, der alle Gemeinden des Landes bis in den Grund aufwühlte, durchgemacht. Damit verhielt es sich so:

Den alten, rationalistisch gefärbten und durch seine Breite für den Unterricht wenig geeigneten, aber in den meisten Gemeinden des

Landes gebrauchten und diesen durch die geschickte Auswahl von Sprüchen und Liederversen liebgewordenen hannoverschen Landeskatechismus vom Jahre 1790 durch einen besseren zu ersetzen, war lange schon als ein Bedürfnis empfunden worden. Endlich, nach langen Vorarbeiten, war es einer Kommission gelungen, auf Grund des alten Waltherschen Katechismus einen neuen herzustellen, der, von einigen veralteten, schwer verständlichen oder auch wirklich unverständlichen Ausdrücken, die indessen leicht zu ändern gewesen wären, abgesehen, ein brauchbares und lehrhaftes, in echt lutherischem Geiste abgefaßtes, dazu durch Kürze vor der Breite des alten Landeskatechismus ausgezeichnetes Lehrbuch war. Wäre man nun mit der Einsicht, die man später in Hannover wie anderswo bewies, verfahren: hätte man den neuen Katechismus, nachdem man ihn von den für die Gegenwart unverständlichen Ausdrücken gereinigt und einen Teil der den Gemeinden liebgewordenen Liederverse aus dem alten herübergenommen, diesen zur freiwilligen Annahme vorgelegt, so würde eine große Anzahl derselben sich ohne Zweifel von vornherein dafür ausgesprochen haben und die Mehrzahl allmählich nachgefolgt und das ganze Land längst im Besitz desselben sein. Aber diesen natürlichen und einzig richtigen Weg betrat man nicht: durch Verfügung des Königs als obersten Bischofs sollte der neue Katechismus ohne Befragung der Gemeinden zu einem bestimmten Termine eingeführt werden, obwohl, wie man hörte, selbst der leitende Minister Graf Borries aufs dringendste davon abgeraten hatte. Er hatte, so wurde berichtet, dem Könige erklärt, der politischen Erregung werde er schon Herr bleiben, nur dürfe keine kirchliche Bewegung dazu kommen. Sein Einspruch war vergeblich gewesen, und nun traf ein, was er mit richtigem Blick vorausgesehen hatte: eine große, durch die allgemeine politische Mißstimmung des Landes wesentlich verstärkte kirchliche Bewegung, an deren Spitze sich einige freisinnige Prediger stellten, war so mächtig und führte in der Stadt Hannover zu so tumultuarischen Scenen, deren Wiederholung auch in den anderen Städten zu befürchten war, daß man von der zwangsweisen Einführung des neuen Katechismus notgedrungen abstehen mußte.

So hat sich denn in manchen Gemeinden der alte Katechismus behauptet, in anderen wurde der neue freiwillig angenommen, in vielen, vielleicht den meisten, wird nur der kleine lutherische Katechismus nebst einem Spruchbuche gebraucht. Das ist in einer und derselben Landeskirche ein unleugbarer Mißstand, den zu beseitigen bisher noch nicht gelungen ist. Obgleich auch in Hildesheim die Gärung groß war, kam es doch bei der Beliebtheit der derzeitigen Prediger

zu keinen Ausschreitungen, aber der alte Katechismus blieb auch hier in rechtlicher Geltung

Nicht lange nach diesen Katechismuswirren kam 1864 an mich ein Antrag von seiten des Stadtrats in Brandenburg a. d. H., das durch Todesfall erledigte Direktorat des städtischen Gymnasiums zu übernehmen. Dieser Ruf kam mir völlig unerwartet; auch bis heute noch weiß ich nicht, wie und durch wen man auf mich aufmerksam geworden ist. Die Sache hatte, wie man sich denken kann, viel Lockendes und Bestechendes; auf der andern Seite wurde es mir schwer, die Heimat zu verlassen, an der ich mit ganzer Seele hing und der ich 25 Jahre gedient hatte. Preußen, aber auch jedes andere deutsche Land, erschien uns damals als ein fremdes; ein Umschwung in dieser engherzigen, aber ganz natürlichen Anschauung war erst eine Frucht der Jahre 1866 und 1870. In meiner Unschlüssigkeit reiste ich nach Hannover, um den Rat meiner Vorgesetzten, des Generalschuldirektors Kohlrausch und des Schulrats Schmalfuß, einzuholen und danach zu handeln. Sie waren schon von der Berufung unterrichtet und wollten, da die Bedingungen so günstig seien, von der Annahme nicht abraten, zumal zur Zeit in Hannover kein Direktorat erledigt sei, das man mir als Ersatz bieten könne. „Sollten Sie trotzdem sich entschließen zu bleiben," sagte Kohlrausch am Schlusse unserer Unterredung, „so gehört die nächste an einem königlichen Gymnasium erledigte Direktorstelle Ihnen." Das entschied: ich lehnte den Ruf ab. Ein Jahr darauf wurde ich zum Direktor des Gymnasiums in Clausthal ernannt. Ohne meinen Antrag wurde mir als „Anerkennung für meinen Entschluß, einen so ehrenvollen und vorteilhaften Ruf abzulehnen", vorläufig eine Gehaltszulage in Hildesheim bewilligt.

In den siebenundeinhalb Jahren meiner dortigen Amtsthätigkeit hatte ich mehr gearbeitet, als irgendwo sonst. In Prima teilte ich mich mit dem Direktor in den lateinischen und griechischen Unterricht, außerdem hatte ich das Deutsche und die Geschichte in dieser Klasse, in Obersekunda Religion und einige lateinische Stunden, dazu, wie ich schon oben bemerkt habe, starke, viel Zeit in Anspruch nehmende Korrekturen. Da ich nun bei mangelnder Körperbewegung in der Regel bis in die Nacht hinein zu arbeiten hatte, fing meine sonst kräftige Gesundheit allmählich an zu wanken: anderthalb Jahre litt ich an einer so heftigen Magenverstimmung, daß ich kaum die leichtesten Speisen mehr vertragen konnte. Weder Hausmittel, die ich anfangs, noch ärztliche Mittel, die ich später gebrauchte und dabei einen guten Teil des Apothekenschatzes durchkostete, wollten helfen. Endlich schickte mich der Arzt in ein Seebad, und dem verdanke ich meine Genesung.

Hildesheim, im lieblichen Innerstethal gelegen, ist eine durch altertümliche Bauten vor allen übrigen norddeutschen Städten hervorragende Stadt, mit Recht „das Nürnberg des Nordens" genannt. Wenn auch nicht eigentlich zu den freien Reichsstädten gehörend, hatte es doch allmählich alle Rechte derselben sich zu verschaffen gewußt. Vom Bischof, dem in der Stadt nur die sogenannte Domfreiheit gehörte, war es so unabhängig geworden, daß, wenn dieser in früherer Zeit einmal seine Soldaten durch die Stadt ziehen lassen wollte, er dazu vorher die Erlaubnis des regierenden Bürgermeisters hatte einholen müssen. Der lange Zeitraum der Selbstregierung, die bis 1803, wo die Stadt auf einige Jahre an Preußen, später an das Königreich Westfalen kam, gedauert hatte, war auch damals in dem selbständigen, selbstbewußten und freiheitliebenden Charakter der Bürgerschaft noch wohl zu spüren. 1815 an Hannover gekommen, war die Stadt eigentlich nie hannoversch gesinnt gewesen und um so weniger geworden, als sie sich über vielfache Zurücksetzung und Beeinträchtigung ihrer Interessen beklagen zu müssen glaubte. Darum wurde denn hier wie in Ostfriesland, das 71 Jahre (von 1744—1815) preußisch gewesen und namentlich von Friedrich dem Großen sehr begünstigt worden war, die Einverleibung in Preußen viel williger angenommen und hoffnungsvoller begrüßt als in den altwelfischen Landesteilen.

Es wurde mir schwer, von ihr zu scheiden: hatte ich doch hier eine mich hoch befriedigende Wirksamkeit, gehorsame, anhängliche und dankbare Schüler, liebe Amtsgenossen und viele Freunde gefunden, deren ich oft und gern gedenke. Die Anerkennung, die mich bei meinem Abschiede begleitete und tief rührte, ging zwar weit über mein Verdienst, war mir aber doch ein erfreulicher Beweis, daß mein Streben nicht vergeblich gewesen sei.

Im Herbst des Jahres 1864 erhielt ich vom Schulrat Schmalfuß die Mitteilung, daß Direktor Elster in Clausthal im Harz infolge wiederholten Schlaganfalls um Versetzung in den Ruhestand gebeten habe, und ich zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Ich erklärte sofort meine Bereitwilligkeit, die Stelle anzunehmen, obgleich einige Kollegen mich dringend davor gewarnt hatten. „Es herrschten dort," sagten sie, „heillose Zustände; die Uneinigkeit im Kollegium ginge so weit, daß, um nur Ordnung und Ruhe in den Konferenzen aufrechtzuerhalten, der Bürgermeister von Clausthal höhern Orts beauftragt worden sei, den Vorsitz in denselben zu führen." Ich erfuhr später, daß dies wirklich ein Jahr lang der Fall gewesen sei, ein Faktum, das in der ganzen Schulgeschichte schwerlich seinesgleichen findet. Aber ich stand

damals im kräftigsten Mannesalter und hatte das gute Vertrauen, mit Gottes Hülfe der meiner dort wartenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Darum ließ ich mich denn in meinem Entschlusse nicht irre machen und habe ihn, wie ich gleich hier bemerken will, niemals bereut.

Übrigens währte es bis zu meiner amtlichen Ernennung noch länger als 3 Monate. Auf meine Anfrage, ob etwa meine Bestätigung höchsten Orts aus diesem oder jenem Grunde Anstand fände, wurde mir erwidert, das sei nicht der Fall, die Verzögerung liege lediglich an dem Umstande, daß es dem Kultusminister seit längerer Zeit nicht möglich gewesen sei, zum Vortrage bei Sr. Majestät zu gelangen. Sobald das geschehen, werde meine Ernennung erfolgen. Sie erfolgte im Januar 1865. Darnach reiste ich mit meiner Frau nach Clausthal, stellte mich den Mitgliedern der Schulkommission wie des Lehrerkollegiums vor, mietete eine Wohnung — damals fehlte es noch an einer Amtswohnung für den Direktor — und siedelte im April mit meiner Familie nach Clausthal über.

Schwer wurde mir der Abschied von Hildesheim, daß aber fünf Jahre später der Abschied von Clausthal mir noch ungleich schwerer werden würde, konnte ich damals freilich noch nicht ahnen.

6. Clausthal (Ostern 1865—Ostern 1870).

Vom 1. April an war ich in Clausthal angestellt. Meine Wohnung in Hildesheim war geräumt, meine Sachen standen gepackt und verladen, aber — es war unmöglich, damit nach meinem neuen Bestimmungsorte zu gelangen. Der Schnee, von dem sich im Lande längst keine Spur mehr vorfand, lag im Gebirge noch so hoch, daß schweres Fuhrwerk auf den sonst so vortrefflichen Heerstraßen des Harzes nicht durchkommen konnte. Ich mußte deshalb mit meiner Familie ins Wirtshaus ziehen und hier 14 Tage warten, bis meine Übersiedelung möglich war. So trafen wir denn erst am 17. April in Clausthal ein und hatten eben noch Zeit uns häuslich einzurichten, da meine Einführung auf den 24. April anberaumt war.

Clausthal, von meinen früheren Harzreisen mir schon bekannt, liegt auf einer ziemlich kahlen Hochebene etwa 1800 Fuß über dem Meeresspiegel; unmittelbar daran schließt sich, nur durch den kleinen Zellbach getrennt, die Bergstadt Zellerfeld. Beide Städte zu einer Stadt von 13—14 000 Einwohnern mit gemeinschaftlicher Verwaltung zu vereinigen, ist zwar seit 50 Jahren wiederholt und ernstlich versucht worden, aber alle Versuche sind an den verschiedenen Vermögensverhältnissen derselben gescheitert: das reichere Clausthal hat sich da-

gegen bisher mit Erfolg gesträubt. Und doch würden beide, unter einem Magistrat vereinigt, manche Ausgaben sparen können, die jetzt von ihnen zu tragen sind. Da das Gymnasium früher städtisch war und von Clausthal allein unterhalten wurde, so mußten die Zellerfelder, weil sie sich geweigert hatten, eine jährliche Beihülfe zur Unterhaltung desselben zu leisten, für ihre die Anstalt besuchenden Angehörigen gleich allen Auswärtigen ein höheres Schulgeld bezahlen als die Clausthaler. Zu meiner Zeit war das Gymnasium dem Namen nach zwar noch städtisch, in Wahrheit aber königlich, da bei den erheblichen Zuschüssen, die der Staat zur Erhaltung desselben hergab, er auch die ganze Verwaltung in seine Hand genommen hatte, die Lehrer allein anstellte und von ihrer Anstellung dem Magistrat nur Mitteilung machte. Erst mehrere Jahre nach der Einverleibung ist diesem Zwitterzustande ein Ende gemacht, und das Patronat auch formell auf den Staat übergegangen.

Nach meiner Einführung war es natürlich meine nächste Aufgabe die einzelnen Lehrer in ihrem Unterricht kennen zu lernen und mich mit dem Stande der Klassen durch fleißiges Hospitieren und Einsicht in die Schülerhefte bekannt zu machen.

Bei allen Lehrern ohne Ausnahme fand ich guten Willen und williges Eingehen auf meine Wünsche. Schwächen waren genug vorhanden, aber auch mit schwachen Kräften ist etwas anzufangen, wenn guter Wille vorhanden ist. Die Klassen standen im allgemeinen nicht auf gleicher Höhe mit denjenigen der Gymnasien, denen ich bis dahin angehört hatte; es war klar, daß es lange Jahre an einer einheitlichen und festen Leitung gefehlt hatte. Trotzdem war von einzelnen tüchtigen Lehrern in ihren besonderen Fächern geleistet, was unter den Umständen möglich war.

Die gesamte Schülerzahl betrug im Anfange des Jahres 1865 etwa 250, die sich 1868 auf mehr als 300 steigerte, darunter befanden sich in den 3 Realklassen etwa 50 Schüler. Die unteren Klassen waren sehr stark, die oberen mäßig, zum Teil sehr schwach besucht: in Prima fand ich nur 3 Schüler vor, deren Zahl aber von 1866 an auf 11—18 anstieg. Ein großer Übelstand war die Überbürdung der Lehrer mit Stunden, daher entstanden, daß man früher eine ständige Stelle hatte eingehen lassen, um dadurch dem ungenügenden Einkommen der anderen aufzuhelfen. So kam es, daß von den studierten Lehrern 3 mit 25, 3 sogar mit 26 Stunden belastet waren. Ich selbst habe vom Anfang bis zum Schluß meiner dortigen Amtsführung 16 Stunden gegeben. Erst nach Errichtung einer Vorbereitungsklasse — Septima —, die Ostern 1866 ins Leben trat,

und Anstellung eines neuen Lehrers, der in dieser Klasse nicht voll beschäftigt war, gelang es mir, die Stunden der meist belasteten Lehrer wenigstens um je eine herabzumindern.

Wie die Sachen bei meinem Amtsantritt lagen, war meine Aufgabe keine leichte, aber bei dem guten Willen der älteren Kollegen, unter denen ich zu meiner Freude einen alten Freund von Lüneburg her wiederfand, den Professor Dr. Muhlert, dessen ich in besonderer Liebe gedenke, und bei der seltenen Tüchtigkeit der meisten jüngeren Lehrer, die sich insgesamt nach einer kräftigeren Leitung längst gesehnt hatten, gelang sie allmählich mehr und mehr. Von den letzteren sind später 5 — Pertz, Strenge, Sauerwein, Kohts und Firnhaber — in direktoriale Stellungen berufen worden.

In Bezug auf den Besuch der Lehrstunden bin ich in Clausthal wie nachher in Dresden in folgender Weise verfahren.

Der jüngeren Lehrer, vor allen der Probekandidaten, habe ich mich mit besonderem Eifer angenommen, ihre Unterrichtsstunden fleißig besucht und darnach mit ihnen besprochen, was ich an ihrer Methode oder an der Handhabung der Disciplin auszusetzen oder zu loben gefunden hatte. Gelegentlich habe ich selbst den Unterricht eine Weile übernommen, um ihnen praktisch zu zeigen, wie die Sache zu machen sei. Dabei habe ich mich auf die Theorie, die sie alle auf der Universität zur Genüge betrieben hatten, möglichst wenig eingelassen; durch die praktischen Winke, die ich ihnen gab, hoffe ich mehr genützt zu haben, als durch weitläuftige theoretische Belehrungen. Der Dank, den sie mir dafür schuldig zu sein geglaubt und noch in späteren Jahren wiederholt ausgesprochen haben, ist mein schönster Lohn gewesen. Auch den Unterrichtsstunden der älteren Lehrer habe ich von Zeit zu Zeit beigewohnt, aber im ganzen selten: weiß doch ohnehin jeder ordentliche Direktor, wie es in ihnen zugeht, ohne daß er gegenwärtig zu sein braucht. Auch ist der Nutzen der Erinnerungen, die man etwa zu machen hat, meiner Erfahrung nach ein sehr zweifelhafter: der ältere Lehrer bleibt trotz alledem in seinem gewohnten Gleise, auch wenn es ein verkehrtes ist.

Die Zucht hatte in Clausthal seit Jahren stark gelitten, so sehr die einzelnen Lehrer für sich auf Ordnung zu halten bestrebt gewesen waren. Trotz der geringen Schülerzahl in den oberen Klassen gab es doch zwei von meinem Vorgänger erlaubte Verbindungen, deren Satzungen mir gleich nach meinem Amtsantritt mit der Bitte um Genehmigung eingereicht wurden. Dieselben enthielten wenig oder nichts, was ich zu beanstanden Grund gehabt hätte, aber aus meiner eigenen Schülererfahrung wußte ich, daß es bei solchen Satzungen

neben den geschriebenen auch ungeschriebene giebt, und daß jene meist bloßes Aushängeschild sind, hinter dem sich die letzteren verstecken, ebenso daß Schülerverbindungen all und jeder Art, wofern sie nicht lediglich wissenschaftlichen Zwecken dienende, von den Lehrern streng beaufsichtigte Vereine sind, regelmäßig trotz aller Satzungen ausarten, sich einen unberechtigten Einfluß auf die Schule anmaßen und in Opposition gegen die Lehrer und die Ordnung der Schule treten. So viel war mir aus meiner eigenen Erfahrung bekannt, wenn ich auch von den später erfolgten haarsträubenden Enthüllungen Pilgers noch keine Ahnung hatte. Ich untersagte also das Fortbestehen beider Verbindungen. Das Verbot hatte, wie ich bald aus einigen unliebsamen Vorkommnissen erfahren sollte, nicht geholfen; ich sah mich daher zu den strengsten Androhungen, ja zur Verweisung einzelner besonders Beteiligter genötigt, und glaubte so das Übel an unserer Schule mit der Wurzel ausgerottet zu haben. Doch war das ein Irrtum gewesen: ich erfuhr später, daß sowohl während meines Direktorats wie nachher das Unkraut im geheimen fortgewuchert habe.

Es liegt in allen Menschen und darum auch in der Jugend der natürliche Trieb, sich mit Gleichgesinnten näher zu verbinden; diesen in die richtigen Bahnen zu lenken, wird darum eine wichtige Aufgabe der Schulen sein. Die Beförderung von Vereinen zu gemeinschaftlichen Studien namentlich auf dem Gebiete der deutschen Litteratur oder von Sing- und musikalischen Kränzchen mit gelegentlichen Aufführungen in den Räumen der Schule dürfte das beste Gegenmittel gegen geheime Verbindungen sein; freilich sie ganz zu verhindern wird schwerlich je gelingen, da das studentische Beispiel allzu lockend ist. Namentlich in den Universitätsstädten, wo die Verbindungsstudenten an dem Fortbestehen der Schülerverbindungen, aus denen sie sich ergänzen, das unmittelbarste Interesse haben, wird auch das eifrigste Bemühen leider! wohl ein hoffnungsloses bleiben.

Übrigens hatte ich an der Harzerjugend meine Freude: sie ist lebendig, lernbegierig und von rascher Auffassungsgabe. Die Mundart, der der Bewohner des Erzgebirges sehr ähnlich, mit dem Sington aller Gebirgsvölker, ist von der niederdeutschen (plattdeutschen) ganz verschieden. Letztere findet sich noch in einer kleinen Ortschaft des Oberharzes, Buntenbock, ein halbes Stündchen von Clausthal entfernt, ganz unverfälscht trotz der sie rings umgebenden fränkischen Bevölkerung. In den dem platten Lande näher gelegenen Städten des Unterharzes hat eine Mischung, wie der Bevölkerung so der Mundart, stattgefunden, doch gilt die fränkische für vornehmer und wird in den Gruben, wie mir glaubhaft berichtet wurde, gewissermaßen als amtlicher Dialekt

allein gesprochen. Von Gestalt sind die Harzer klein, aber gelenk, behend, anstellig und geschickt zu allen möglichen Arbeiten; als Soldaten wurden sie vorzugsweise in die Schützenkompagnieen eingestellt. Sie haben dunkles Haar, braune Augen, und die Männer infolge ihrer unterirdischen Arbeit meist blasse Gesichtsfarbe. Die Niederdeutschen des Oberharzes mit blondem Haar, blauen Augen und blühender Gesichtsfarbe sind groß, zum Teil wahre Hünengestalten, die das Fuhrwesen besorgen, während jene vorzugsweise die Gruben- und Hüttenarbeit verrichten. Die Liebe zu Musik und Gesang teilen die Harzer mit allen Gebirgsvölkern.

An der Pflege der geistigen Interessen fehlte es auf dem Harz nicht. Außer den richterlichen und Verwaltungsbeamten in Zellerfeld gab es in Clausthal ein großes Berg- und Forstamt (später Oberbergamt), dazu die Bergakademie mit hochangesehenen, auch durch ihre Schriften bekannten Lehrern, von denen ich nur Römer, Kerl, von Groddeck, Streng nennen will.

Das Gymnasium stand, wie das in kleineren Städten viel mehr als in größeren der Fall zu sein pflegt, im Mittelpunkt des Interesses nicht bloß für die Städte Clausthal und Zellerfeld, sondern für den ganzen Harz: man sprach hier von ihm nur als von „unserm" Gymnasium.

Besonders angenehm waren die geselligen Verhältnisse. Da der Harz während der langen Winterzeit vom Unterlande gewissermaßen abgeschlossen ist oder doch war, denn jetzt ist durch die Eisenbahn für eine leichtere Verbindung gesorgt, so sind die Harzer mehr als die Bewohner des Flachlandes auf sich selbst und den Verkehr miteinander angewiesen; der Geselligkeitstrieb ist deshalb bei ihnen wie wahrscheinlich bei allen Gebirgsvölkern besonders ausgebildet. Uns wurde es leichter als vielleicht manchem Fremdhergekommenen, die neuen Verhältnisse liebzugewinnen und uns in sie einzuleben. Dem Manne, der seinen bestimmten Beruf hat, wird das in der Regel weniger schwer als den Frauen; bei uns war aber eher das Gegenteil der Fall. Meine Frau hatte mehrere Jahre bis zu ihrer Konfirmation die Töchterschule in Zellerfeld besucht und hier viele Freundschaften geschlossen. Von ihren Jugendfreundinnen fand sie nun noch viele, teils verheiratet, teils unverheiratet, wieder und wurde von ihnen mit offenen Armen aufgenommen. Kein Wunder also, daß sie sich hier sofort heimisch fühlte; hatte sie doch das Leben der Oberharzer aus eigener Erfahrung kennen gelernt und stand ihm als Vorharzerin — ihr Geburtsort Gittelde liegt am Fuße des Harzes — ohnehin nicht fremd gegenüber. Dazu kam, daß verschiedene Familien

Clausthals ihr verwandt waren. So vereinigte sich alles, um uns den neuen Wohnort von vornherein zur Heimat zu machen. Auch das rauhere Klima des Oberharzes, dem wir anfangs unserer Kinder wegen nicht ohne Besorgnis entgegengesehen hatten, sagte uns allen vortrefflich zu. Die Luft ist rein und erfrischend, das Bergsteigen für den ganzen Körper, namentlich für die Brust, wohlthätig. Die dortigen Ärzte versicherten mir, daß bei der einheimischen Bevölkerung die Lungenschwindsucht fast nie vorkäme, ja daß sie selbst bei denen, die im ersten Stadium derselben dahin übersiedelten, oft geheilt würde.

Freilich hat man hier auch auf manches zu verzichten. Frühling kennt man eigentlich nur dem Namen nach, man gerät aus dem langen Winter meist unmittelbar in den Sommer hinein. Blühende Obstbäume sind auf dem Oberharze eine große Seltenheit, Gartenfrüchte werden wenig gebaut, diejenigen aber, die dort wachsen, wie z. B. Blumenkohl, sind um so zarter und schmackhafter, nur ganz vereinzelt zeigt sich dem Auge ein mageres und niedriges Hafer- oder Roggenfeld. Auch an die oft urplötzlich heraufziehenden dichten Nebel und die im Verhältnis zum Lande viel häufigeren und stärkeren Niederschläge — Regen oder Schnee — hat man sich erst zu gewöhnen. Die Sommertage sind oft ebenso heiß wie im Flachlande, aber die Abende und Nächte bringen stets die erwünschte Kühlung. Der echte Harzer heizt im Sommer wie im Winter täglich ein; wird es im Laufe des Tages zu warm, so sperrt er die Fenster auf. Am stolzesten ist er auf seine Kühe von der echten Harzrasse; sie in den waldigen Bergen zu weiden und aus den mancherlei Fährlichkeiten glücklich heimzubringen ist eine Kunst, die nicht viele verstehen. Darum ist denn auch der Kuhhirt hier eine hochangesehene Persönlichkeit. Auf seine Wiesen, die das Futter für den Winter liefern müssen, verwendet der Harzer alle Sorgfalt, die der Landmann seinen Getreidefeldern nur widmen kann: gerade um Clausthal und Zellerfeld sind sie von großer Ausdehnung und entzückendem Reize.

So sagten uns denn Land und Leute aufs beste zu; wir wurden rasch gute Harzer und hofften dort unsere bleibende Stätte gefunden zu haben. War das auch, wie ich bald berichten werde, eine Täuschung, so sind wir doch im Herzen Harzer geblieben und werden es bleiben, so lange wir leben.

Das Jahr 1866 machte aus dem bisherigen selbständigen Königreich die jetzige preußische Provinz Hannover. Es war uns wie ein Traum, aber doch volle Wirklichkeit. Der ganze Harz und, darf man dreist behaupten, der größte Teil des Landes hätte die Erhaltung der Selbständigkeit des Königreichs unter der alten Dynastie dringend

gewünscht, selbstverständlich in Unterordnung unter die Vormacht Preußen, durch welche allein die Einigkeit im Innern und die Großmachtstellung Deutschlands nach außen gewährleistet wurde. Selbst nach der siegreichen Schlacht von Langensalza, die so viel Blut kostete und doch so unnütz war, da ihr die Ergebung des ganzen hannoverschen Heeres auf dem Fuße nachfolgte, hätte sich das nach der Meinung einsichtiger Politiker noch erreichen lassen, wenn nur König Georg nicht in unglücklicher Stunde den Entschluß gefaßt hätte, nach Wien zu gehen und von dem schon niedergeworfenen Österreich noch Hülfe erwartet hätte. Aber das war das Verhängnis, das die Einverleibung in Preußen nach sich zog

Nachdem der König Georg alle Civildiener von ihrem ihm geleisteten Eide entbunden hatte, wurden wir am 9. März 1867 für den König von Preußen als unseren neuen Landesherrn durch den Berghauptmann von Linsingen eidlich verpflichtet und am 18. Februar des folgenden Jahres auch auf die preußische Verfassung beeidigt. Diesen meinen Eid war ich entschlossen ohne allen Vorbehalt getreulich zu halten und aus einem guten Hannoveraner ein guter Preuße zu werden. Denn war auch der Verlust der Selbständigkeit unter der angestammten Dynastie uns anfangs sehr schmerzlich, so war doch andererseits die Zugehörigkeit zu einem großen, in sich festgefügten Staate ein großer Gewinn, dessen die meisten freilich erst allmählich sich bewußt geworden sind.

Im November 1866 besuchte der Geheime Oberregierungsrat Wiese, Referent für das gesamte höhere Schulwesen im preußischen Kultusministerium, außer anderen hannoverschen Gymnasien auch das unsrige, an das ihn alte, liebe Erinnerungen knüpften, da er demselben von 1831—1833 als Konrektor angehört hatte. Er besichtigte das neue Gymnasialgebäude — das alte, ihm bekannte war bei dem großen Brande vom Jahre 1844 ein Raub der Flammen geworden —, ließ sich das Lehrerkollegium vorstellen und pflog mit mir eingehende Besprechungen über allgemeine und besondere Fragen des Unterrichts und der Erziehung, aus denen ich den weiten Blick dieses hervorragenden Mannes kennen zu lernen und zu bewundern Gelegenheit hatte. In ihm vereinigte sich die Tüchtigkeit des praktischen Schulmannes mit der des Verwaltungsbeamten in ähnlicher Weise wie bei Kohlrausch, nur daß jener einem weiten, dieser einem engeren Gebiete vorstand. Beide Männer waren einander aufrichtig befreundet, und Wieses Einfluß war es vornehmlich zu danken, daß Kohlrausch nach der Einverleibung nicht sofort zurückgetreten war. Von ihm sprach Wiese, der durch Kohlrausch einst aus Preußen

nach Clausthal berufen worden war, nur mit der größten Hochachtung und Verehrung.

Er wäre, sagte er mir, diesmal auch mit zu dem Zwecke gekommen, um sich unter den hannoverschen Direktoren nach geeigneten Provinzialschulräten umzusehen. Sie wären aber, wie er fände, meist zu gut gestellt, um diese Stellen annehmen zu können, namentlich da die Mehrzahl derselben Dienstwohnungen hätte, und gerade Wohnungen wären am Sitze der Provinzialschulkollegien in den größeren Städten sehr teuer. Vorläufig müßte er also darauf verzichten, bis eine Gehaltsaufbesserung der Stellen möglich wäre. Diese erfolgte erst nach dem Jahre 1871 wie für die Provinzialschulräte, so für die Direktoren und Lehrer an den königlichen Gymnasien.

Wieses Name war, trotzdem mehr als 30 Jahre seit seinem Abgange verflossen waren, auf dem Harze noch unvergessen: man erinnerte sich seiner als eines ebenso liebenswürdigen wie energischen Mannes und des weitaus bedeutendsten unter allen derzeitigen Lehrern. In großen Städten erlischt das Andenken auch an hervorragende Männer rasch, in kleineren wird es mit großer Pietät dauernd festgehalten. Und auch er hatte „sein" Clausthal nicht vergessen: hier, sagte er mir, habe er die glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht, eine Äußerung, die sich auch in seinen „Lebenserinnerungen" wiederfindet.

Ich bin ihm im späteren Leben noch öfter begegnet, und der erste Eindruck, den ich von ihm gewann, hat sich dadurch nur umsomehr befestigt. Über seinen Rücktritt hatte Preußen Ursache zu trauern, denn von den vielen bedeutenden Männern, die vor und nach ihm diesen wichtigen und verantwortungsvollen Posten im Ministerium bekleideten, war er ohne Frage einer der allerbedeutendsten. Ich bewahre ihm bis zum Ende meines Lebens meine Verehrung und Dankbarkeit und freue mich, dies hier auch öffentlich aussprechen zu können.

Im August des Jahres 1867 überraschte mich ein gleichzeitiger Ruf an das königliche Andreasgymnasium zu Hildesheim, dessen Direktor Brandt um Versetzung in den Ruhestand gebeten, und an das damals noch städtische, jetzt königliche Gymnasium in Celle, dessen Direktor Brock einem Rufe als Schulrat und Direktor des Gymnasiums in Dessau zu folgen sich entschlossen hatte. Beide Anträge, an solche Schulen, denen ich lange Jahre als Lehrer angehört hatte, als Direktor zurückzukehren, hatten für mich natürlich viel Erfreuliches und Ehrendes und versetzten mich in nicht geringe Aufregung, aber nach reiflicher Überlegung beschloß ich doch, beide abzulehnen. Ich

war erst zweiundeinhalb Jahr in Clausthal und hatte hier eine schöne und lohnende Aufgabe gefunden, die noch nicht gelöst war; ich liebte meine Schule, die Stadt und den ganzen Harz, und es kam mir bei den vielen Beweisen von Anhänglichkeit der Kollegen und Schüler und bei dem Vertrauen, das mir von seiten der Schulkommission und der ganzen Harzbevölkerung entgegengebracht wurde, wie ein Akt von Undankbarkeit vor, diese Stelle so schnell mit einer anderen zu vertauschen. In Bezug auf das Gehalt waren beide Stellen zwar besser als meine jetzige, doch nicht so bedeutend, daß dieser Umstand allein mich in Rücksicht auf meine ziemlich zahlreiche Familie zur Annahme der einen oder der anderen hätte bestimmen müssen. Es kam hinzu, daß die Schulkommission den Ankauf eines Hauses zu einer Dienstwohnung für den Direktor in sichere Aussicht gestellt hatte, eine Aussicht, die sich denn auch im folgenden Jahre, hauptsächlich durch die Bemühungen des allgemein hochgeschätzten und um Clausthal wie den ganzen Harz hochverdienten Bürgermeisters Denker, in erfreulicher Weise verwirklichte.

Und doch wurde mir mein Entschluß bei den dringenden Bitten und Vorstellungen aus beiden Städten nicht leicht. Das Andreanum in Hildesheim war das größte Gymnasium der Provinz, nirgendwo sonst fand ein Direktor eine so ausgedehnte Wirksamkeit, und in Celle, wo ich die Verhältnisse aus $12\frac{1}{2}$jähriger Lehrerthätigkeit kannte, erwarteten mich so viele liebe alte Kollegen und außer ihnen ein so großer Freundeskreis, daß ich nur schweren Herzens darauf verzichtete. Ich richtete mich also darauf ein, dauernd in Clausthal zu bleiben. Denn nachdem ich Hildesheim und insbesondere Celle, das ich so sehr liebte, abgelehnt hatte, glaubte ich nicht, daß ich einem anderen Rufe, wenn etwa ein solcher noch an mich kommen sollte, je würde Folge leisten können.

Zu Ostern 1868 wurden die Realklassen in eine höhere Bürgerschule umgewandelt. Diese Bezeichnung für eine Realschule I. O. ohne die Prima war nicht gerade glücklich gewählt, da man sie, wenigstens im Hannoverschen, für gehobene Volksschulen zu gebrauchen gewohnt war. Im Lehrerkollegium wie auch hier und da in der Bürgerschaft wurden Wünsche laut für eine Realschule I. O., eine Realschule II. O. wollte niemand. Nachdem ich aber nachgewiesen hatte, daß bei der bisherigen Zahl von höchstens fünfzig Realisten, die sich nach Errichtung von Realschulen I. O. in Goslar und Osterode voraussichtlich noch vermindern würde, für eine Prima in Clausthal höchstens auf einen bis drei Schüler zu rechnen wäre, zeitweilig auch nicht ein einziger dafür sich finden würde, stimmte die Schulkommission

meinem Plane bei, der denn auch von seiten des Provinzialschulkollegiums als der für unsere Verhältnisse passendste genehmigt wurde.

Im Jahre 1869 wurde ich vom ersten Wahlkreise des Fürstentums Grubenhagen mit dem Harz und der Grafschaft Hohnstein zum weltlichen Mitgliede der ersten hannoverschen Landessynode gewählt. Auf die Anfrage einiger mir befreundeten Geistlichen, ob ich geneigt sei, eine Wahl anzunehmen, und die Bitte, mich derselben nicht zu entziehen, da man die sichere Aussicht habe, meine Wahl durchzusetzen, erbat ich mir einige Tage Bedenkzeit, weil der Antrag, so ehrenvoll er sei, mich doch völlig überrascht habe, ich auch vorher mich vergewissern müsse, ob mir der erforderliche Urlaub von meiner Oberbehörde werde erteilt werden. Dieser wurde mir sofort zugesagt, da es gewünscht werde, daß auch einige Gymnasialdirektoren an der Synode teilnähmen. Nachdem sich nun auch meine Kollegen freundlichst bereit erklärt hatten, meine Vertretung während meiner Abwesenheit — die Synode tagte in Hannover — zu übernehmen, gab ich meine endgültige Zusage und wurde von der Wahlversammlung in Osterode mit großer Stimmenmehrheit gewählt.

Obgleich ich bei der Wichtigkeit und dem Umfange der Vorlagen, unter denen sich, sicherem Vernehmen nach, außer anderen eine Emeritierungsordnung für die Geistlichen, sowie ein Pfarrwahl- und Pfarrverbesserungsgesetz befinden würden, auf eine kurze Sitzungszeit von vornherein nicht gerechnet hatte, hatte ich doch nicht erwartet, daß ich über sechs Wochen — vom 2. November bis 14. Dezember, die beiden Reisetage eingeschlossen, — meinem Amte würde entzogen werden. Es kam das zum Teil mit daher, daß die meisten von uns Synodalen nicht parlamentarisch geschult waren, und daß häufig nur das des breiteren wiederholt wurde, was von anderen längst gesagt worden war. Der Grundsatz „time is money“ wurde hier nicht anerkannt. Dazu mehrte sich auch von Tage zu Tage der Stoff, da von den amtlichen Vorlagen abgesehen auch über verschiedene Eingaben von Kirchenvorständen und Bezirkssynoden, sowie über Uranträge von Mitgliedern der Landessynode zu verhandeln war. Unter den letzteren nahmen die längste Zeit in Anspruch die sogenannten Brüelschen Anträge, welche die Zuständigkeit des Kultusministeriums in kirchlichen Dingen beseitigen, die oberbischöflichen Rechte des Königs wesentlich beschränken und dem Landeskonsistorium eine solche Machtstellung geben wollten, daß es im Grunde souverän würde. Die im Abgeordnetenhause jüngst eingebrachten sogenannten Hammerstein-Kleistschen Anträge verfolgten ähnliche Zwecke, gingen aber längst nicht so weit als die Brüelschen.

Obgleich ich selbst der rechten Seite der Versammlung angehörte und in allen übrigen Fragen mit ihr stimmte, konnte ich diesen Anträgen unmöglich zustimmen, die man in althannoverscher Zeit zu stellen niemals gewagt haben würde, und die offenbar einen demonstrativ-politischen, gegen Preußen gerichteten Charakter hatten. Auf irgendwelchen Erfolg konnte der Antragsteller selbst, wie mir schien, schwerlich gerechnet haben; es ist darauf auch überhaupt keine Antwort erfolgt. Übrigens wurden dieselben mit 45 gegen 22 Stimmen, unter denen sich außer mir noch zwei Mitglieder der Rechten befanden, angenommen.

Sehr lange Zeit nahmen auch die Beratungen über die Pfarrwahlen in Anspruch. Die aus 12 Mitgliedern bestehende Kommission, der auch ich angehörte, konnte es zu einem Mehrheitsbeschlusse nicht bringen; sie spaltete sich in drei Gruppen von je vier Mitgliedern, welche nun einzeln ihre Vorschläge machten. Ich gehörte zu derjenigen Gruppe, die drei Kandidaten bez. Prediger für jede Stelle, mit Ausnahme der Superintendenturen und Anstaltsstellen, die nach allen Vorschlägen dem Konsistorium vorbehalten blieben, den Gemeinden zu freier Auswahl vom Konsistorium vorgeschlagen wissen wollten. Brüel und Uhlhorn insbesondere befürworteten das sogenannte alternierende Wahlrecht, nach dem zwischen der Wahl durch die Gemeinde und der Besetzung durch das Konsistorium ein regelmäßiger Wechsel stattfinden sollte. Dieser Vorschlag wurde unter Ablehnung der anderen von der Synode angenommen und hat sich, wie ich keinen Anstand nehme offen anzuerkennen, vortrefflich bewährt. Die Gefahren, die ein Teil von uns namentlich in Rücksicht auf die notwendig damit verbundenen zahlreichen Wahlpredigten befürchtete, sind nicht eingetreten: die Mehrheit der Synode hat damals offenbar das Richtige getroffen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die übrigen zum Teil sehr wichtigen Beratungsgegenstände näher einzugehen; ich kann nur bezeugen, daß alle Mitglieder, welcher Richtung sie auch angehörten, nach ihrer Einsicht und ihren Kräften das Beste der Kirche zu fördern eifrig bemüht waren. Unter den hervorragendsten weltlichen Mitgliedern nenne ich den damaligen Präsidenten des Landeskonsistoriums Lichtenberg, den Geh. Regierungsrat Brüel, früher Generalsekretär (Unterstaatssekretär) im Kultusministerium, den Vizepräsidenten des Oberappellationsgerichts in Celle Meyer und den Professor Dove aus Göttingen; unter den geistlichen war weitaus der hervorragendste Oberkonsistorialrat Uhlhorn, jetzt Abt des Klosters Loccum. Den größten Einfluß von allen aber besaß ohne Frage Brüel: in allen wichtigen Fragen folgte ihm die Mehrheit unbedingt.

So sehr ich es auch bedauerte, meinem Amte auf sechs Wochen entzogen zu sein, so bin ich doch stets dankbar geblieben für die mir gebotene Gelegenheit, für das Wohl unserer Landeskirche nach dem Maß meiner Einsicht mitzuwirken. Wie ich, so werden, denke ich, alle, die noch leben — und wie viele sind seitdem heimgegangen — an die damalige Zeit gemeinschaftlicher Arbeit mit Befriedigung und Freude zurückdenken.

Kaum war ich vier Wochen von Hannover zurück, als ich am 15. Januar 1870 von meinem alten Freunde, dem Konrektor Professor Dr. Fleckeisen in Dresden, einen Brief erhielt, mit der im Auftrage des Administrators und Patrons des Vitzthumschen Stiftungsgymnasiums, Hofmarschalls Sr. Majestät Grafen Vitzthum von Eckstädt, an mich gerichteten Anfrage, ob ich geneigt sei, das durch das Ableben des Rektors (Direktors) Scheibe erledigte Rektorat des Vitzthumschen Gymnasiums zu übernehmen. In dem Falle bat er mich herüberzukommen, um mich persönlich von den Verhältnissen, die sehr angenehm seien, zu unterrichten.

So sehr es mir widerstrebte, mein Heimatland und vor allem Clausthal zu verlassen, so durfte ich doch diesen Antrag nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Nach dem Jahre 1866 erschien Sachsen nicht mehr wie einst Preußen, als ich den Ruf nach Brandenburg ablehnte, als Ausland: der Norddeutsche Bund, der Vorläufer des im Kaisertume geeinigten Deutschlands, war geschlossen und hatte die verschiedenen Stämme bis zur Mainlinie näher miteinander verbunden. Dazu kam, daß mir in Dresden eine so erhebliche Gehaltsverbesserung geboten wurde, daß ich den Antrag, wenn anders die dortigen Verhältnisse mir zusagten, in Rücksicht auf meine Familie nicht glaubte abweisen zu dürfen. So entschloß ich mich hinüberzureisen. Meine anfängliche Befürchtung, es möchte das Vitzthumsche Gymnasium, von dem ich wußte, daß es stets mehrere Prinzen und sehr viele Adelige zu seinen Schülern zählte, eine Art von Ritterakademie sein, was mich unter allen Umständen verhindert haben würde, die Leitung zu übernehmen, war unbegründet; es war ein Gymnasium in seinem Unterrichtsplane wie alle anderen, stand wie diese unter der Aufsicht des Ministeriums und hielt eine straffe Zucht: es sollte eben tüchtig gelernt werden. Der derzeitige und auch noch jetzige Administrator sprach in dieser Beziehung zu mir folgende bemerkenswerte Worte: „Nachdem der Adel seine Vorrechte verloren, ist es seine Hauptaufgabe, es dem Bürgerstande in wissenschaftlicher Tüchtigkeit gleich und wo möglich zuvor zu thun: nur so kann er auch ohne politische Vorrechte seine Stellung behaupten“. Hiernach waren meine Bedenken

gehoben, und ich beschloß dem Rufe zu folgen. Die Anrechnung meiner bisherigen Dienstjahre wurde mir in liberalster Weise zugesagt.

Übrigens beruhte die Veranlassung zu dieser Berufung auf einem bloßen Zufalle, wofern man überhaupt von einem Zufalle im Leben reden darf.

Kurz nach Ostern 1869 begleitete ich meinen zur Universität abgehenden Sohn nach Göttingen, um ihn seinen neuen Lehrern, die zum Teil auch noch die meinigen gewesen waren, vorzustellen und ihm bei seiner ersten Einrichtung behülflich zu sein. Mittags aß ich in der „Krone" und fand mich hier einem Herrn gegenüber, der seinen Sohn ebenfalls zur Universität begleitete: es war der Graf Vitzthum. Wir wurden einander vorgestellt und unterhielten uns bei und nach Tisch sehr lebhaft; die Unterhaltung, die sich hauptsächlich auf die Schule bezog, war für mich wenigstens außerordentlich anziehend. Ich fand bei ihm ein so lebendiges Interesse für alle Fragen der Erziehung und des Unterrichts und ein so eingehendes Verständnis selbst für die scheinbaren Kleinigkeiten des Lehrerberufs, wie ich sie bei einem Manne in seiner Stellung nie gesucht hätte. Am Schlusse unserer Unterredung bat ich ihn meinen alten Freund Fleckeisen von mir zu grüßen und schied von ihm mit dem angenehmsten Eindrucke, zumal wir in unseren pädagogischen Ansichten in seltener Übereinstimmung zusammengetroffen waren. Nach dem Tode des Rektors Scheibe, der ein halbes Jahr nach dieser unserer Unterredung erfolgte, erinnerte er sich meiner und beauftragte Fleckeisen, mir die erledigte Stelle anzubieten.

Meine Entlassung aus dem preußischen Staatsdienste erfolgte am 14. März 1870 durch den von Sr. Majestät dem Könige Wilhelm eigenhändig unterzeichneten Abschied — Dimissoriale hieß es damals — unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit mit meiner bisherigen Amtsführung. Ich bewahre dies Schriftstück als ein teures Andenken an unsern unvergeßlichen Kaiser und König.

Ich habe schon öfter erwähnt, daß mir das Scheiden von allen den Anstalten, denen ich angehört hatte, jedesmal schwer wurde, niemals aber ist mir ein Abschied schwerer geworden als der von Clausthal, wo ich einen so schönen und dankbaren Wirkungskreis gefunden hatte. Ich liebte den Harz und seine Bewohner, ich mußte anhängliche Schüler verlassen und ein Kollegium, mit dem ich in seltener, nie getrübter Eintracht gelebt hatte. Noch jetzt, wenn ich an den Abschied denke, treten mir die Thränen ins Auge. Aber es mußte geschieden sein: am 11. April 1870 trafen wir in Dresden ein.

7. Dresden.
Vitzthumsches Gymnasium. (Ostern 1870—Michaelis 1885.)

Am 26. April durch den Administrator der Gymnasialstiftung, damaligen Hofmarschall, jetzigen Oberkammerherrn Wirkl. Geheimrat Hermann Grafen Vitzthum von Eckstädt Excellenz, als Rektor — so heißen die Leiter der Gymnasien in Sachsen, nicht Direktoren — eingeführt, trat ich an demselben Tage mein Amt an.

Die Errichtung des Gymnasiums*) beruhte auf dem Testamente Rudolfs Vitzthum von Apolda vom 24. September 1638. Dieser, der letzte aus dem Stamme derer Vitzthum von Apolda, hatte den größten Teil seines beträchtlichen Vermögens zur Errichtung und Erhaltung eines Vitzthumschen Geschlechtsgymnasiums, in dem die Söhne der drei Linien derer Vitzthum von Eckstädt vom 10. bis 19. Jahre frei erzogen werden sollten, bestimmt. Die Zahl der Freistellen war auf zwölf festgesetzt. Sollten aus den genannten drei Linien nicht Knaben genug zur Besetzung der Freistellen vorhanden sein, so sollte auch anderen nächsten Verwandten die Aufnahme gestattet und aus ihnen die Zahl ergänzt werden. Daneben war bestimmt worden, daß auf je zwei der stiftungsberechtigten Zöglinge 1 Famulus (Kontubernale) komme, der mit jenen zusammen erzogen werden, denselben Studien obliegen und ihnen gewisse Dienste leisten solle. Diese letzte Bestimmung ist unter den veränderten Verhältnissen der späteren Zeit weggefallen: die sechs Kontubernalen werden genau so gehalten, wie die stiftungsberechtigten Mitglieder der Familie und genießen mit diesen völlige Freistellen, d. h. Unterricht und Unterrichtsbücher, Verpflegung und Kleidung, ja selbst Taschengeld.

Nach dem Testamente von Rudolf Vitzthum, der am 28. April 1639 starb, sollte Christoph Vitzthum von Eckstädt Direktor (Administrator) des zu gründenden Gymnasiums werden und das Direktorium nach dem Rechte der Erstgeburt bei seiner Familie verbleiben.

Es dauerte aber geraume Zeit, ehe es zur wirklichen Errichtung des Gymnasiums nach der Absicht des Erblassers kam. Die Geldforderung, die Rudolf Vitzthum und nach ihm seine Erben an die kurfürstliche Kammer hatten, war wegen der traurigen Finanzen des Landes nicht einzubringen, und erst nach wiederholten, lange Zeit erfolglosen Versuchen der Familie wurde endlich im Jahre 1793

---

*) Die hier folgenden Mitteilungen über die Geschichte des Vitzthumschen Gymnasiums sind großenteils dem Programme vom Jahre 1862 auszugsweise entnommen.

zwischen der Regierung und ihr ein Rezeß abgeschlossen, in welchem eine Vereinbarung über die Zahlung von Kapital und Zinsen zur Errichtung des Geschlechtsgymnasiums getroffen wurde.

Dazu wurden im Laufe der Jahre verschiedene Pläne entworfen, von denen aber keiner zur Ausführung kam, da ein besonderes Gymnasium für eine so geringe Zahl von Zöglingen — höchstens achtzehn — keinen rechten Sinn gehabt, außerdem aber einen unverhältnismäßigen Kostenaufwand erfordert haben würde. So wurde denn im Jahre 1828 der Beschluß gefaßt, das Vitzthumsche Gymnasium mit der Privaterziehungsanstalt des Dr. Blochmann und später seines Schwiegersohnes, des Dr. Bezzenberger, in Dresden zu verbinden. Dies Verhältnis dauerte bis zum Jahre 1861, in dem Dr. Bezzenberger seine Erziehungsanstalt aufgab und sich ins Privatleben zurückzog.

Nunmehr faßte der Administrator Hermann Graf Vitzthum den glücklichen Entschluß, das Vitzthumsche Gymnasium auf eigene Füße zu stellen und außer den zwölf stiftungsberechtigten Zöglingen und den sechs Kontubernalen auch andere Knaben teils als Pensionäre, teils als Tagesschüler aufzunehmen. Im ganzen wurde für 50 interne Zöglinge (18 Vitzthümer und 32 Pensionäre) Raum geschaffen, dazu fanden dann noch etwa 200 externe Schüler Platz, deren verschiedenes kirchliches Bekenntnis, sofern es nur ein christliches war, kein Hindernis des Eintritts bildete, während für sämtliche interne Zöglinge die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche gefordert wurde.

Nachdem Seine Majestät der König Johann diesen dem Sinne des Stifters entsprechenden Plan genehmigt und darauf das Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts das neue Gymnasium als ein öffentliches, selbständiges und den übrigen Gymnasien des Landes gleichberechtigtes anerkannt und erklärt hatte, wurde dasselbe am 16. Oktober 1861 feierlich eröffnet.

Ich habe die Geschichte des Gymnasiums in aller Kürze hier mitteilen zu sollen geglaubt, weil ich gefunden habe, daß dieselbe nicht allein außerhalb, sondern auch innerhalb Sachsens, ja Dresdens selbst, großenteils unbekannt ist oder doch war. So war oder ist vielfach noch die Meinung verbreitet, daß die Anstalt ein „Privatinstitut“ sei, dem die volle Berechtigung der übrigen Gymnasien fehle, daß der Rektor die Lehrer anstelle und besolde und ihm die Schul- und Pensionsgelder zufließen, daß von den Schülern des Vitzthumschen Gymnasiums viel weniger gefordert werde als von denen der anderen Gymnasien, daß die Anstalt eine Adelsschule sei, auf der die bürgerlichen Schüler gegen die adeligen zurückgesetzt würden und dergleichen mehr. Ja selbst der Name des Vitzthumschen Gymnasiums

allen Zeiten, für die nicht Arbeitsstunden angesetzt sind. Die hier befindlichen beiden Kegelbahnen werden fleißig benutzt.

Die regelmäßige Bewegung in freier Luft erhält die Zöglinge frisch und gesund, die verschiedenartigsten Spiele machen sie gewandt und kräftig, im Turnen, für dessen Zwecke das Gymnasium eine eigene, im Garten befindliche Turnhalle besitzt, leisten sie ausgezeichnetes, wie ich es meiner Zeit an keiner Anstalt Hannovers gefunden habe. Überhaupt wird auf das Turnen in Sachsen mit Recht großes Gewicht gelegt: die vorzügliche Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden, früher unter Leitung des Direktors Kloß, jetzt des Direktors Bier, hat von jeher vortreffliche Turnlehrer herangebildet.

Als einen Vorzug des Vitzthumschen Gymnasiums vor den meisten anderen Gymnasien muß ich noch den hervorheben, daß der großen Mehrzahl der ordentlichen Lehrer teils im Gymnasialgebäude selbst, teils in zwei unmittelbar daran stoßenden, der Stiftung gehörenden Häusern Dienstwohnungen überwiesen sind, eine Wohlthat, die in einer großen Stadt wie Dresden nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Das sächsische Unterrichtswesen von der Volksschule an bis zur Universität hat sich von jeher einer besonderen Pflege von seiten der Behörden, insbesondere des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts zu erfreuen gehabt. Es war, als ob man, was Sachsen im Laufe der Zeit an Umfang und politischer Bedeutung verloren hatte, durch eine tüchtige Bildung aller Kreise des Volks zu ersetzen bestrebt gewesen sei. Und dies Bestreben ist nicht erfolglos geblieben: Volks- und Bürgerschule, Gymnasium und Realschule stehen in hoher Blüte, die Universität zu Leipzig ist eine der ersten in ganz Deutschland. Auf sein Schulwesen hat Sachsen nicht minder als auf seine Finanzverwaltung gerechte Ursache stolz zu sein.

Im allgemeinen fand ich zwischen den sächsischen und den althannoverschen wie den preußischen Gymnasien keinen wesentlichen Unterschied: der Unterrichtsplan war im ganzen und großen derselbe, die Leistungen in der Reifeprüfung nicht erheblich verschieden. Wer auf einem sächsischen Gymnasium die Prüfung bestanden hatte, hätte sie unzweifelhaft auch auf einem preußischen bestanden und ebenso umgekehrt. Allerdings wurde in Sachsen der alten Tradition zufolge auf die klassischen Sprachen noch höheres Gewicht gelegt als in anderen Ländern, selbst das Deutsche wurde und wird, wie ich schon früher bemerkt habe, ihnen mit Unrecht nicht gleichgestellt, aber im ganzen und großen waren doch die Forderungen und Leistungen in der Schlußprüfung die gleichen.

Das Vitzthumsche Gymnasium fand ich in vortrefflicher Verfassung und Ordnung: für mich galt es hier, das erkannte ich bald, vielmehr zu erhalten als neu zu schaffen. Doch ist es selbstverständlich, daß im Laufe meiner Amtsführung Veränderungen beziehentlich Verbesserungen eintraten, deren Notwendigkeit sich herausgestellt hatte. Denn die Gymnasien huldigen nicht dem bekannten Grundsatze „sint ut sunt aut non sint", sondern sind, wie ihre Geschichte lehrt, im beständigen Fortschreiten begriffen: sie wissen, daß Stillstand schon Rückgang wäre. Ein Blick auf die Gesetze und Verordnungen z. B. Preußens und Sachsens aus den letzten Jahren, ein Vergleich der „Lehrpläne für die höheren Schulen nebst der darauf bezüglichen Cirkularverfügung des Königlich Preußischen Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten vom 31. März 1882" mit den früheren Bestimmungen, desgleichen des Königlich Sächsischen „Gesetzes über die Gymnasien vom Jahre 1876 nebst Ausführungsverordnung vom Jahre 1877 und Verordnung vom Jahre 1882" mit den Regulativen vom Jahre 1870 lassen den stetigen Fortschritt auf diesem Gebiete erkennen. Aber jeder Schritt wird erst nach reiflichster Überlegung und mit größter Vorsicht gethan: die obersten Schulbehörden wissen am besten, daß jede Überstürzung gerade auf dem Felde des Unterrichts und der Erziehung von den unseligsten Folgen für die ganze Nation begleitet sein würde. Hat es doch die Schule mit einem zu edlen Material zu thun, als daß willkürlich an demselben herumoperiert werden dürfte. Und doch muten uns das die Gegner des Gymnasiums zu, die nicht bloß, wie sie sagen, reformieren, sondern umstürzen wollen; denn darauf läuft im Grunde ihre Agitation hinaus. Dabei stellen sie die Sache so dar, als ob die Gymnasien seit 300 Jahren eigentlich auf demselben Standpunkte stehen geblieben seien: „die Welt hat in allen Dingen Fortschritte gemacht, nur die Gymnasien nicht, darum fort mit ihnen, sie haben sich überlebt". Ob diese grundsätzlichen Gegner des Gymnasiums die Fortschritte, die dasselbe im Laufe der Jahrhunderte und besonders in unserer Zeit gemacht hat, wirklich nicht kennen oder nicht kennen wollen, will ich nicht entscheiden.

Auch diejenigen, die für die sogenannte Einheitsschule oder für die Gabelung (Bifurkation) von Sekunda aufwärts schwärmen, sind, wenn auch unbewußt, Gegner des Gymnasiums, die ersteren zugleich Gegner des Realgymnasiums, denn beiderlei Anstalten kommen nach ihrer Theorie nicht zu ihrem Rechte, dazu würden sie in der That eine solche Überbürdung herbeiführen, daß sie nach kurzer Zeit dem allgemeinen Unwillen erliegen müßten. Die Gabelungstheorie ist

ebensowenig praktisch durchführbar, schon aus dem Grunde nicht, weil darnach das Griechische, mit dem meiner Überzeugung nach das Gymnasium steht und fällt,*) so weit zurückgeschoben wird, daß die Mehrzahl der Schüler in den Anfängen stecken bleiben würde. Die schwierige griechische Formenlehre muß naturgemäß in jüngeren Jahren erlernt werden, für die späteren wird sie zu einer Bürde, die Widerwillen erregt. Darum haben denn auch beide Theorien bei Sachverständigen nur wenig Anklang gefunden, und hoffentlich wird das humanistische und realistische Gymnasium wie bisher nebeneinander bestehen bleiben und das alte „schiedlich — friedlich" sich auch in diesem Falle bewähren.

Daß die Errichtung von höheren (lateinlosen) Bürgerschulen mit der Berechtigung zum einjährigen Dienst ein dringendes Bedürfnis ist, ist jetzt wohl allgemein anerkannt; auch die Cirkularverfügung des Königlich Preußischen Unterrichtsministers vom Jahre 1882 hat dies unumwunden ausgesprochen. Ein sechsjähriger Besuch dieser Schule, in der auch für das Französische und Englische ausreichend gesorgt ist, vom 9.—16. Jahre wird den ins bürgerliche Leben übertretenden Zöglingen einen sichern, wenn auch beschränkten Bildungsabschluß geben, den sie durch den sechsjährigen Besuch des humanistischen oder realistischen Gymnasiums niemals erreichen können, da der Unterrichtsplan dieser Anstalten auf Absolvierung des ganzen Kursus zugeschnitten ist.

Die zahlreiche Klasse der Halbgebildeten, über die mit Recht geklagt wird, besteht hauptsächlich aus solchen, die den Kursus der Gymnasien nur zum Teil durchgemacht haben: ihr Wissen, das zu keinem Abschluß gelangt und deshalb ein durchaus lückenhaftes geblieben ist, führt nichtsdestoweniger häufig zu dünkelhafter Überhebung und Anmaßung.

Ich habe schon weiter oben bemerkt, daß das Gymnasium stetig fortgeschritten und bestrebt gewesen ist, berechtigten Forderungen der Zeit und des Lebens nachzukommen. Beweis dafür ist, daß der

---

*) Das war auch die Meinung Friedrichs des Großen trotz aller seiner Vorliebe für das Französische. In dem berühmten Erlasse an den Staatsminister Freiherrn von Zedlitz vom 5. September 1779, der auch heute noch volle Beachtung verdient, sagt der König: „Die guten Auctores müssen vor allen übersetzet werden ins Deutsche, als im Griechischen und Lateinischen Xenophon, Demosthenes, Sallust, Tacitus, Livius und von Cicero alle seine Werke und Schriften, die sind alle sehr gut, desgleichen der Horatius und Virgil, wenn es auch nur in Prosa ist." Und weiter gegen Ende des Erlasses: „Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterrichte in den Schulen."

Mathematik und den Naturwissenschaften jetzt eine so hohe Bedeutung beigelegt wird, daß ein Mehr für diese Fächer nicht verlangt werden kann und von verständigen Fachlehrern auch gar nicht verlangt wird. Ebenso wird im Französischen, das nach dem neuen Lehrplane schon in Quinta mit vier Stunden begonnen und in Quarta mit vier bis fünf Stunden fortgeführt wird, jetzt so viel geleistet, daß die Humanisten bei ihrer besseren sprachlichen Schulung beim Abgange von der Schule hinter den Realisten nicht zurückstehen.

Gern möchte ich auch das Englische als obligatorisches Lehrfach für die obersten Klassen des Gymnasiums eingeführt sehen. Diese Sprache ist von allen Kultursprachen die am weitesten verbreitete, ihre Litteratur so reich, daß die französische sich mit ihr gar nicht vergleichen läßt. Dazu bietet sie für uns Deutsche, von der Aussprache abgesehen, so geringe Schwierigkeiten, daß sie in zwei wöchentlichen Stunden von Obersekunda, ja von Unterprima an bis zum Verständnis eines jeden Buches erlernt werden kann. Wenn man dagegen einwendet, daß es an Zeit dazu fehle, so weise ich darauf hin, daß das Englische im alten Hannover und auch in der jetzigen Provinz Hannover, sowie im Herzogtum Braunschweig, stets obligatorisches Lehrfach für die obersten Klassen gewesen ist und noch ist, und was hier möglich ist, sollte das nicht an allen Gymnasien möglich sein? Von Altpreußen wie von Sachsen, an deren Gymnasien es entweder gar nicht oder nur fakultativ betrieben wird, habe ich ihre Unbekanntschaft mit dieser Sprache als einen schmerzlich empfundenen Mangel oft beklagen hören.

Auch das Zeichnen, das in Preußen für die drei unteren, in Sachsen und vielen anderen deutschen Staaten nur für die zwei unteren Klassen mit je zwei Stunden obligatorisch, für alle übrigen fakultativ ist, muß für alle Klassen bis Oberprima einschließlich obligatorischer Lehrgegenstand werden. Hierauf lege ich noch mehr Gewicht als auf das Englische, das für die obersten Klassen überall eingeführt zu sehen allerdings mein Wunsch wäre. Nicht nur die Techniker und Mediziner — und beide ohne Ausnahme —, sondern auch Juristen, Verwaltungsbeamte, Richter wie Anwälte und auch Angehörige der anderen Fakultäten haben diese Forderung nachdrücklichst erhoben. Wie sehr Techniker und Mediziner des Zeichnens bedürfen, ist an sich klar, und von allen Ausstellungen, die Herr von Esmarch an unsern Gymnasien gemacht hat, dürfte dies die einzige sein, die begründet ist. Aber auch Rechtsgelehrte und Verwaltungsbeamte habe ich wiederholt darüber klagen hören, daß es ihnen schwer, ja unmöglich sei, sich in Terrainskizzen, Lagepläne,

Baurisse u. s. w. zu finden, weil ihnen die nötige, durch Zeichnen allein zu gewinnende Anschauung fehle. In solchen Fällen seien sie oft gezwungen, sich an Techniker um Auskunft zu wenden. Diesem Mangel wird durch Weiterführung dieses Unterrichts bis nach Oberprima abgeholfen werden. Natürlich ist es das sogenannte geometrische Zeichnen, das ich befürworte. Eine Stunde von Tertia beziehentlich Quarta aufwärts wird, unter Beibehaltung der für die unteren Klassen festgesetzten zwei bis drei Stunden, genügen, um das Anschauungsvermögen der Schüler zu kräftigen und ihnen zu der jetzt so sehr vermißten und doch so dringend nötigen Gewandtheit in graphischer Darstellung zu verhelfen.

Mute ich durch Einführung des Zeichnens für alle, eventuell des Englischen für die obersten Klassen den Schülern mehr Arbeit zu, so nehme ich ihnen durch die Vorschläge, die ich jetzt machen will, ungleich mehr Arbeit ab, als ihnen von mir zugewiesen wird. Diese gehen dahin, daß für die oberen Klassen das griechische Skriptum (Exercitium) und der lateinische Aufsatz beseitigt wird.

Zwar weiß ich, daß beide Vorschläge auf vielfachen Widerspruch bei meinen philologischen Amtsgenossen stoßen werden, doch darf mich das nicht abhalten, meine auf langjährige eigene Erfahrung gestützte und auch von vielen Kollegen geteilte Ansicht offen auszusprechen.

Das Lateinische hat seine Bedeutung als Sprache des Weltverkehrs längst verloren; jedes Kulturvolk bedient sich seiner eigenen Sprache und überläßt es Fremden, die in seiner Sprache geschriebenen Bücher entweder im Original zu lesen oder durch Übersetzungen kennen zu lernen. Auch als Sprache der Diplomaten hat es seit Ludwig XIV. zu dienen aufgehört, das Französische, soweit es noch für nötig gehalten wird, ist an seine Stelle getreten.

Auch auf den Universitäten ist es mehr und mehr zurückgetreten, Vorlesungen in lateinischer Sprache werden wohl nirgend mehr gehalten. Fast alle Abhandlungen, außer etwa den philologischen, werden bei uns in deutscher Sprache abgefaßt. Damit ist denn der äußere Grund weggefallen, der früher den lateinischen Aufsatz rechtfertigte. Aber vielleicht wären innere Gründe vorhanden, die für die Beibehaltung desselben sprächen? Ich glaube kaum. Denn was den Inhalt der Aufsätze anbetrifft, so kommt es darauf in der Praxis, das wissen wir alle, am wenigsten an: man ist zufrieden, wenn nur die Form derselben erträglich ist. Man wählt mit Recht gewöhnlich altgeschichtliche Themata aus, die sich an den meisten Schulen wiederholen, oder läßt die Schüler Auszüge aus lateinischen oder griechischen

Schriftstellern machen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern: eigene Gedanken sucht man in den deutschen, nicht in den lateinischen Aufsätzen. Und was erreicht man endlich in formeller Hinsicht? In der That so wenig, daß, wenn man aufrichtig sein will, man bekennen muß: der Erfolg steht in völligem Mißverhältnis zu der aufgewandten Mühe, die für die Mehrzahl zu einer Qual wird. Daß es Ausnahmen giebt, weiß ich, aber es bleiben eben Ausnahmen; die meisten Aufsätze sind inhaltlich dürftig und formell überaus schwach. Das lateinische Kolorit liegt zumeist nur in den von Seyffert und dessen Nachfolgern entlehnten Formeln. So werden die Schüler gewissermaßen zur Phrase gedrängt, und das ist doch ein großer Schade.

Die allgemeine Erfahrung von der durchschnittlichen Mittelmäßigkeit oder vielmehr Untermittelmäßigkeit des lateinischen Aufsatzes führte im alten Hannover die Abschaffung desselben herbei. Vom Jahre 1849 bis 1861 wurde statt desselben nur eine Übersetzung aus dem Deutschen in das Lateinische gefordert. Dagegen enthält die Bekanntmachung des königl. Oberschulkollegiums vom 31. Juli 1861 die Reifeprüfungen betreffend über die lateinische Arbeit folgende Bestimmung: „Zu dieser hat der Lehrer das Thema in lateinischer Sprache und eine genaue Disposition in deutscher Sprache zu diktieren und sodann den Stoff in deutscher Sprache mündlich in solcher Weise auszuführen, daß die Schüler die Hauptsachen schriftlich aufzeichnen können. Es bleibt denselben sodann überlassen, die lateinische Arbeit entweder mehr einer Übersetzung anzunähern oder in freierer Gedankenbewegung auszuführen. Um die Schwierigkeit des ersten Angriffs der Arbeit zu erleichtern, empfiehlt es sich, dem Anfange der Mitteilungen eine solche Fassung zu geben, daß eine wörtliche Übersetzung nicht unangemessen ist".

Also eine Zwitterbildung von Aufsatz und Übersetzung. Mir ist diese Bestimmung, welche die Hauptarbeit dem Lehrer zuwies, stets als ein Verzweiflungsakt erschienen, durch den man den Aufsatz wenigstens dem Namen nach wieder einführen wollte, während man ihn doch in der That aufgab. Denn mehr oder weniger wurde hiernach der Aufsatz zu einer Übersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische, nur daß der Schüler an die einzelnen Ausdrücke und Wendungen, die ihm etwa Schwierigkeit machten, nicht gebunden war, sondern sie einfach weglassen oder mit anderen ihm bequemeren vertauschen konnte.

Nach der althannoverschen Zeit hat man diese Art des „freien Aufsatzes", wie mir scheint, mit Recht wieder fallen lassen, ob es aber darnach besser geworden, ist mir sehr zweifelhaft.

Es wird meiner Überzeugung nach nichts übrig bleiben als ihn gänzlich fallen zu lassen, wie das in Württemberg längst geschehen ist, ohne daß das Gymnasium dadurch gelitten hätte. Statt der Aufsätze läßt man die Abiturienten dort Skripta oder Exercitia schreiben, und darin zeigen die Leistungen derselben einen so hohen Grad von Tüchtigkeit, daß sie von den unsrigen kaum erreicht, geschweige denn übertroffen werden. Diese Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische haben vor den Aufsätzen noch den großen Vorzug, daß die Schwierigkeiten nicht umgangen werden können, hier heißt es: hic Rhodus, hic salta! Verschiedene Staaten fordern dieses Skriptum oder Extemporale noch neben dem Aufsatze, es genügt aber vollständig ohne denselben.

Übersetzungen aus dem Deutschen ins Griechische sind für die Klassen von Tertia an bis einschließlich Obersekunda zur Befestigung in der Formenlehre und zur Eingewöhnung in die Hauptlehren der Syntax notwendig, können aber für die beiden Primen um so eher entbehrt werden, als hier eine umfangreichere Lektüre und die gelegentlich daran geknüpften Bemerkungen des Lehrers vollkommen genügen, um die erworbenen Kenntnisse zu erhalten und zu vertiefen. Und etwas weiteres bedarf es nicht. Denn es gilt doch nicht, was wir Lehrer freilich oftmals vergessen haben, indem wir auf die subtilsten Feinheiten der Syntax eingingen, Philologen zu bilden, sondern unseren Schülern durch Einführung in die Schriften des idealsten aller Völker eine ideale Richtung zu geben, die für das praktische und oft nüchterne Leben vorhält. Dazu ist die Kenntnis der Formenlehre, in der auch jetzt noch viel unnützer Ballast mitgeschleppt wird, und der Hauptlehren der Syntax nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Hauptsache aber ist, daß eine viel umfangreichere Lektüre stattfindet, als sie bisher stattgefunden hat. Diese Erkenntnis ist glücklicherweise in neuerer Zeit mehr und mehr durchgedrungen, und es ist besser geworden, als es vor 20—30 Jahren war, aber es muß damit noch besser werden. Erst dann, wenn unsere Schüler in den alten Klassikern wieder heimisch geworden sind, wird auch die Liebe zu ihnen wieder zunehmen und sich auch über die Schulzeit hinaus erhalten, wie das bei unseren Vorfahren der Fall war und jetzt leider aufgehört hat.

In Preußen wie in den meisten anderen Staaten hat man in der Reifeprüfung eine Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische mit Recht, wie ich glaube, fallen lassen, um so weniger liegt ein Grund vor, diese Übung bis in die obersten Klassen fortzuführen.

Ich kehre zum Vitzthumschen Gymnasium zurück.

Was zunächst die Wirksamkeit an ihm angenehm machte, war der feine Ton unter seinen Schülern, wie ich ihn ähnlich nur in Celle und Lüneburg gefunden hatte. Es war das nicht zu verwundern, da dieselben den besten adligen wie bürgerlichen Familien entstammten. Es ist das zwar nicht die Hauptsache, und der Wahrheit gemäß will ich gleich hier bemerken, daß in Fleiß und Leistungen unsere Schüler denen anderer Anstalten keineswegs überlegen waren, aber es ist doch für einen Lehrer sehr angenehm, mit äußerlich feinen und gesitteten Schülern zu verkehren. Die Disciplin innerhalb wie außerhalb der Unterrichtsstunden wurde dadurch wesentlich erleichtert, andererseits aber auch durch den Umstand erschwert, daß die meisten derselben wohlhabenden, ja reichen Familien angehörten, und daß manche der Ansicht waren, sie könnten auch ohne Anstrengung und Fleiß das ihnen gesteckte Ziel erreichen. In der That waren dies aber die Ausnahmen.

Am wenigsten Schwierigkeiten hatten wir mit den unserer Leitung anvertrauten Prinzen: sie gehörten zu den gehorsamsten, bescheidensten und dankbarsten Schülern, deren Anhänglichkeit mit der Schulzeit nicht erloschen ist. Ich habe davon die unzweideutigsten Beweise, die mich oft gerührt haben. Überhaupt will ich hier aus langer Erfahrung heraus bezeugen, daß die oft gehörte Klage über die abnehmende Pietät der Schüler unserer Tage im Vergleich mit der der früheren Zeit eine durchaus unbegründete ist: wo die Schüler finden, daß der Lehrer ein Herz für sie hat, da bringen sie ihm bei all seiner Strenge dieselbe Liebe und Dankbarkeit entgegen wie in der sogenannten guten alten Zeit, von der so viel geredet wird, und die doch niemand gekannt hat. Sie ist eben nichts anderes als ein Mythus, der von einem Geschlecht auf das andere zurückgeschoben wird. Freilich, herzlose und gar parteiische Lehrer können auf die Pietät ihrer Schüler jetzt ebensowenig Anspruch machen als in früherer Zeit, und gerade von solchen wird die Klage über zunehmende Impietät am lautesten erhoben.

Behandelt wurden die Prinzen in der Schule genau so, wie die übrigen Schüler, gelobt oder getadelt und bestraft wie diese, auch mit „Du" angeredet wie alle anderen, bis sie sich das „Sie" durch ihre Versetzung nach Untersekunda verdient hatten. Es war dies eine durch mich eingeführte Neuerung, denn vor meinem Rektorat hatte man Prinzen in allen Klassen mit „Sie" angeredet. Diese Auszeichnung vor allen ihren Mitschülern gab ihnen schon in den untersten Klassen eine Ausnahmestellung, die den Segen des Besuchs einer öffentlichen Schule zum Teil illusorisch machen mußte. Denn dieser

besteht doch im wesentlichen darin, daß sie sich hier als Gleiche unter Gleichen fühlen unbekümmert um Rang und Stand, daß sie mit ihren bürgerlichen oder adeligen Mitschülern wetteifernd lernen und spielen, daß sie hier auf sich selbst gestellt und keiner peinlichen Aufsicht unterworfen zur Selbständigkeit erzogen werden, zu der gerade Prinzen so schwer gelangen, daß sie endlich nicht verhätschelt durch Schmeichelei und Liebedienerei sich hier eine Menschenkenntnis zu erwerben imstande sind, zu der ihnen in ihrem späteren Leben eine so unmittelbare Gelegenheit selten wieder geboten wird. Von ihren Mitschülern wurden sie mit „Prinz" und ihrem Vornamen, also z. B. „Prinz Wilhelm", „Prinz Ernst" angeredet; gegenseitig nannten sie sich „Du" in den Klassen, in denen auch sonst die Schüler sich „Du" zu nennen pflegten, und behielten es auch bei bis zum Abgange zur Universität.

Übrigens hatte ich die Neuerung, von der ich eben gesprochen habe, nicht auf eigene Hand eingeführt, sondern mich vorher der Zustimmung der fürstlichen Eltern vergewissert, was um so nötiger war, als bekanntlich Prinzen schon als Wiegenkinder mit „Sie" angeredet werden. Sie erkannten aber meine pädagogischen Gründe als vollberechtigt an und erteilten ihre Genehmigung, zuerst der edle und erlauchte Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, dessen Söhne sämtlich das Vitzthumsche Gymnasium besucht haben oder noch besuchen, und dessen ältester Sohn, der jetzt regierende Großherzog Friedrich Franz III., unter allen Fürstensöhnen zuerst die Reifeprüfung (Maturitätsexamen) an einem Gymnasium bestanden hat. Ich bin überzeugt, daß alle Prinzen, sowohl während als auch nach ihrer Schulzeit, mit dieser Einrichtung zufrieden gewesen und geblieben sind: sie wissen am besten, daß sie dabei nichts verloren, aber viel gewonnen haben.

Hier will ich einer irrtümlichen Meinung begegnen, die mir oft entgegengetreten ist, als ob die Fürsten, zufrieden, ihren Söhnen Informatoren oder militärische Begleiter beigegeben zu haben, diesen und den Lehrern getrost das weitere überließen, ohne sich um die Fortschritte der Prinzen im einzelnen zu kümmern. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Nicht nur, daß sie auf die halbjährigen Schulzeugnisse das größte Gewicht legten, ließen sie sich auch über die regelmäßigen Arbeiten regelmäßig Bericht erstatten und waren über die guten oder schlechten Censuren derselben nicht weniger erfreut oder betrübt als die Eltern der übrigen Schüler, ja manche derselben ließen sich die Arbeiten selbst kommen, um sich so ein selbständiges Urteil zu bilden. Mitunter wurde dies auch schriftlich in Schreiben an die Informatoren niedergelegt und ist gelegentlich zu meiner

Kenntnis gekommen. In einem Falle — es betraf den deutschen Aufsatz eines Prinzen, der die Prima besuchte — war die Beurteilung des fürstlichen Vaters über Disposition und Inhalt, Ausdruck und Stil eine so strenge, eingehende und treffende, daß ich unwillkürlich auf den Gedanken kommen mußte, daß, wenn der hohe Herr nicht zur Regierung eines Landes berufen gewesen wäre, er als Lehrer des Deutschen jedem Gymnasium zur Zierde gereicht haben würde.

Besonders erfreulich war am Vitzthumschen Gymnasium das Verhältnis der Kollegen zu und unter einander, wie ich es in keinem anderen Kollegium je gefunden habe. Von Parteiung war keine Rede, das ganze Kollegium bildete, wenn ich so sagen darf, eine Partei. Und was das merkwürdigste war, auch die allmählich neu hinzutretenden, oft sehr verschiedenartig angelegten Elemente gingen unmerklich in den hier herrschenden Geist ein, zu dessen Kennzeichnung ich mir erlauben will, die Worte zu wiederholen, die ich in meiner im Programm des Vitzthumschen Gymnasiums vom Jahre 1886 abgedruckten Abschiedsrede sprach; sie lauteten also:

„Meine Herren! Wir haben lange Jahre zusammen in Frieden und Eintracht gelebt, wie selten ein anderes Kollegium, so daß, worauf mein Freund Fleckeisen schon hindeutete, einer meiner Rektorenkollegen mir einst sagen konnte: ‚Ja, in Ihrem Kollegium herrschen wahrhaft ideale Zustände‘! Nun, meine Herren, ideale Zustände giebt's in der Welt nicht und kann's nicht geben um der Sünde willen, und hat's darum auch bei uns nicht gegeben; wenn man aber gewissenhaftes, ernstes und einmütiges Streben, neidlose Anerkennung der Vorzüge und Verdienste anderer, Duldsamkeit gegen abweichende Anschauungen und Ansichten, friedliches Zusammenwirken im amtlichen und freundschaftliches Zusammenleben im außeramtlichen Verkehr mit diesem Namen bezeichnen will, so kann man ihn mit Recht für die Zustände unseres Kollegiums in Anspruch nehmen".

Und diese Einmütigkeit des Kollegiums war nicht etwa eine äußerliche, mechanische, sondern sie kam von innen heraus und beruhte auf der allen gemeinsamen Hingabe an unsern Beruf. Darin waren alle einig, und diese Einigkeit in der Auffassung unserer Lebensaufgabe wirkte mit Notwendigkeit zurück auf den ganzen amtlichen wie außeramtlichen Verkehr und war das versöhnende Band bei allen Gegensätzen, an denen es unter so selbständigen Charakteren, wie sie das Vitzthumsche Gymnasium hatte, nicht fehlte. Es gab unter uns strengkirchliche und kirchlich freisinnige Männer, politisch gehörten einige der konservativen, andere der nationalliberalen, andere der entschieden freisinnigen Partei an, aber alle diese Gegensätze löften sich

auf in der allen gemeinsamen Liebe zum Gymnasium und führten bei mannigfachen sachlichen Meinungsverschiedenheiten nie zu persönlicher Verstimmung.

Eine ungewöhnlich große Anzahl der Kollegen war auch schriftstellerisch auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zum Teil hervorragend thätig — Fleckeisen, Pfuhl, Mayhoff, Polle, Dunger, Diestel, Klein, Buddensieg, Jancovius, Müller, Scheffler —, ohne daß ihr eigentliches Amt darunter gelitten hätte. Dazu bedurfte es aber des angestrengtesten, echt sächsischen Fleißes. So darf ich mich wohl ausdrücken, denn nirgendwo sonst habe ich einen solchen Fleiß gefunden wie in Sachsen und zwar in allen Kreisen der Bevölkerung: er ist geradezu eine Charaktereigenschaft des ganzen Volks.

Im allgemeinen aber wurde in Sachsen auf schriftstellerische Thätigkeit namentlich auch bei den Lehrern ein größeres Gewicht gelegt als im Norden unseres Vaterlandes, wo sie doch immer zu den Ausnahmen gehört.

Wie die Vitzthumschen Kollegen untereinander in beneidenswerter Eintracht lebten, so standen sie auch mit den Kollegen der drei anderen Gymnasien — des Gymnasiums zum Heiligen Kreuz, des Königlichen in Dresden-Neustadt und des Wettiner Gymnasiums, des jüngsten von allen, — im besten Einvernehmen. Wohl herrschte ein rühmlicher Wetteifer unter ihnen, aber von Neid oder Eifersucht, die unter Schulen derselben Kategorie in einer Stadt sich leider so oft findet, war in Dresden keine Rede. Zu dieser seltenen Harmonie trugen nicht am wenigsten bei die regelmäßig alle Vierteljahre wiederkehrenden zwanglosen Abendversammlungen sämtlicher Dresdner Kollegien, deren ich mich mit Vergnügen erinnere. Hier lernten die Kollegen einander näher kennen, und diese nähere Bekanntschaft war geeignet, manche Vorurteile zu zerstreuen, die sich hier und da ohne Grund gebildet haben mochten.

Wer den glücklichen Gedanken zu dieser Vereinigung der Dresdner Gymnasiallehrer zuerst gefaßt hat, kann ich nicht mit Gewißheit sagen, meiner Erinnerung nach aber war es der Rektor des Königlichen Gymnasiums Geh. Schulrat Ilberg, der von allen, die ihn kannten, unvergessen, nun schon manches Jahr im Grabe ruht. Vorträge wurden hier nicht gehalten, die Zusammenkünfte hatten und bewahrten lediglich einen geselligen Charakter, aber den Mittelpunkt unserer Gespräche bildete doch natürlich die Schule, und aus den hier ausgetauschten Erfahrungen, Ansichten, Vorschlägen haben wir stets mannigfache Anregung und Belehrung empfangen.

Mit dem ältesten meiner Rektorenkollegen Hultsch von dem Kreuz-

gymnasium bin ich seit langen Jahren durch aufrichtige Freundschaft verbunden, aber auch mit den später in Dresden eingetretenen Rektoren Ilberg, Wohlrab und Meltzer habe ich beständig im freundlichsten kollegialischen Verhältnis gestanden, an das ich mit großer Befriedigung zurückdenke.

Wie die Kollegen der Dresdner Gymnasien durch vierteljährige Zusammenkünfte, so traten die Kollegen sämtlicher sächsischer Gymnasien durch regelmäßige, gewöhnlich im Juni abgehaltene Jahresversammlungen einander näher. Den Anfang dazu hatten die benachbarten Gymnasien von Meißen und Freiberg im Verein mit dem Vitzthumschen schon in den sechziger Jahren gemacht, daraus entwickelten sich in den siebziger Jahren die allgemeinen Versammlungen, denen gelegentlich auch der Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts beiwohnte und sich an der Debatte beteiligte. In ihnen wurden Vorträge über wichtige Fragen des Unterrichts und der Erziehung gehalten und besprochen, die Hauptsache aber war, daß die Kollegen sich einander persönlich näher kennen lernten, und daß so das Gefühl der allen gemeinsamen Interessen geweckt oder gekräftigt wurde. Die langersehnte und endlich errungene Einigung des großen Vaterlandes übte ihre segensreiche Einwirkung auch auf kleinere Kreise, die sich nun aus ihrer Vereinzelung herausrissen und zu einem Ganzen zusammenschlossen.

Auf diese Weise vereinigte sich in Dresden vieles, wodurch sich mein Leben angenehm und erfreulich gestaltete. Ich will dabei von der Stadt selbst mit ihren Kunstschätzen und Prachtbauten gar nicht reden, auch nicht von ihrer herrlichen Lage an einem großen Strome und der überaus lieblichen Umgebung — das alles kennt jeder, der einmal eine größere oder kleinere Reise gemacht hat, denn Dresden ist doch vorzugsweise die Stadt Deutschlands, welche die Fremden anlockt und nicht selten für ihre ganze Lebenszeit fesselt. Namentlich haben sich hier für Jahre oder auch dauernd Russen, Amerikaner und Engländer meist in den schönsten Vierteln der Altstadt, die man darum auch mit besonderen Namen als amerikanisches, englisches u. s. w. Viertel zu bezeichnen pflegt, niedergelassen und so der Stadt ein internationales Gepräge gegeben; redet man doch oft von Elbflorenz als der großen Fremdenstadt. Auf eine nähere Beschreibung derselben will ich hier nicht eingehen; wer sie kennt, bedarf derselben nicht, und wer sie nicht kennen sollte, dem würde auch eine Beschreibung nichts nützen.

Daß in einer solchen Stadt künstlerische Interessen lebendiger sind als anderswo, ist natürlich und leicht erklärlich, selbst das größere Publikum ist hier dafür empfänglicher. Die Regierung sorgt ihrer-

seits dafür in ausgiebiger Weise, Privatleute und zahlreiche Vereine fördern sie um die Wette. Unter den letzteren nahm und nimmt ohne Zweifel auch heute noch einen hervorragenden Platz ein der „Litterarische Verein", dem ich viel Anregung und Unterhaltung verdanke. Aus den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft wurden wöchentlich einmal längere oder kürzere Vorträge gehalten und eingehend besprochen, und auch ich habe mich, so viel es meine Zeit erlaubte, gern daran beteiligt. Daß der Verein mich bei meinem Scheiden zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, habe ich stets als hohe Ehre geschätzt.

Auch sonst sind mir im Laufe der Jahre mancherlei Ehrenbezeugungen zu teil geworden, darunter vier hohe Orden von vier verschiedenen Landesherren. Wohl sagte ich mir, nicht ich persönlich habe sie verdient, sondern ich wußte wohl, daß sie mir als dem Leiter des Gymnasiums verliehen seien, aber gerade aus dem Grunde, weil ich sie als Zeichen der Zufriedenheit mit den Leistungen unseres Gymnasiums betrachten durfte, sind sie mir von ganz besonderem Werte gewesen.

Aus der vorangehenden Schilderung der Zustände am Vitzthumschen Gymnasium wird, denke ich, erhellen, daß meine Stellung an demselben nach den meisten Seiten hin eine überaus angenehme und dankbare war, doch lag es an der eigenartigen Organisation des Gymnasiums, daß meiner Amtsthätigkeit gelegentlich Hindernisse in den Weg traten, die ich in meiner früheren selbständigeren Stellung als Direktor nicht gekannt hatte.

Auch in meinem sonst so glücklichen Familienleben hat es mir nicht an schmerzlichen Heimsuchungen gefehlt; die schwerste von allen war der Tod meiner Frau nach 34jähriger Ehe. Ich habe schon an einer anderen Stelle davon gesprochen und will dem, was ich dort gesagt habe, kein Wort hinzusetzen. Liegt es doch in meiner Natur, das, was mir Gott zu tragen auferlegt hat, lieber in der Stille zu tragen, als mich gegen andere darüber auszusprechen. Der Schlag, der mich und die Meinigen traf, war ein betäubender, und wenn eine solche Wunde auch mit der Zeit vernarbt, geheilt wird sie nie.

Ich stand damals im 67. Lebensjahre und hatte der Schule fast 46 Jahre gedient. Allmählich spürte ich doch eine Abnahme meiner Kräfte, wenn dieselbe auch von anderen vielleicht nicht so sehr bemerkt wurde, wie von mir selbst. Unter diesen Umständen entschloß ich mich nach reiflicher Überlegung und Prüfung zum Rücktritt. Ob ich an einem freien Gymnasium noch einige Jahre geblieben wäre, weiß ich nicht, jedenfalls glaubte ich die ungleich schwierigere und

verantwortlichere Leitung einer mit einem Internat verbundenen Anstalt nicht länger beibehalten zu sollen. Hierher gehörte, das fühlte ich, eine jüngere und rüstigere Kraft. So reichte ich denn nach mehr als funfzehnjähriger Thätigkeit am Vitzthumschen Gymnasium mein Entlassungsgesuch ein, das unter ehrender Anerkennung meiner Amtsführung von seiten des Administrators und des Königlichen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts meinem Wunsche gemäß zum 1. Oktober 1885 genehmigt wurde.

Da ich von meinem Entschlusse keinem der Kollegen vorher Mitteilung gemacht hatte, so war die Nachricht von der Einreichung meines Gesuchs für alle eine Überraschung, die einigen derselben selbst Thränen entlockte. Es war eine wehmütige Freude, zu sehen, daß die baldige Trennung für sie nicht minder schmerzlich war als für mich. Den Versuchen aber, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen, konnte ich in richtiger Selbstschätzung nicht nachgeben. Wohl hatte ich zum öftern gehört, daß man eigentlich nie zu rechter Zeit zurückträte, sondern entweder zu früh oder zu spät; keinenfalls, das war immer mein Grundsatz gewesen, sollte das letztere von mir gesagt werden, da ich in meinem Schulleben der traurigen Beispiele des „zu spät" genug erfahren hatte.

Am 25. September 1885 wurde ich in einem feierlichen Schulaktus durch denselben Administrator, der mich eingeführt hatte, entlassen. Es war eine schwere Stunde, deren Erinnerung mich auch heute noch im Innersten bewegt.

Wenige Tage darauf verließ ich Dresden, um es mit Braunschweig zu vertauschen. Auch dieser Abschied war nicht leicht: ich hatte die schöne Stadt liebgewonnen und im Laufe der Jahre viele Freundschaftsbande geknüpft, die jetzt äußerlich gelöst werden mußten; dazu, was mir das schwerste wurde, mußte ich mich von meinem Sohne trennen, der sich dort eine Häuslichkeit gegründet hatte, und von meinen lieben heranwachsenden Enkeln. Entscheidend für mich war die Rücksicht auf meine mutterlosen Töchter, die in den in Braunschweig wohnenden Geschwistern meiner verstorbenen Frau einigen Ersatz für ihren schweren Verlust zu finden hofften und auch gefunden haben. Es kam hinzu, daß im Braunschweigschen und in dem benachbarten Hannoverschen viele nahe Verwandte lebten, die wir fortan leicht erreichen konnten. Endlich — Braunschweig war die Heimat meiner Frau und Hannover die meinige, und je älter wir werden, um so größer unsere Sehnsucht nach den Stätten unserer Jugend.

Ich habe diesen Wechsel nicht zu bereuen gehabt und mich in

der interessanten, seit Jahren mächtig wiederaufblühenden alten Hansestadt rasch eingelebt, wenn ich auch meine Beziehungen zu Sachsen nicht gelöst, sondern meine sächsische Staatsangehörigkeit auch in Braunschweig beibehalten habe. Von den verschiedensten Seiten ist uns hier ein freundlicher Empfang geworden, und der schlimmste Feind derjenigen, die aus einem arbeitsvollen Berufsleben in den Ruhestand treten, die Zeit, hat mir nichts angehabt. Auch in der Ruhe hat es mir nie an Arbeit gefehlt, Langeweile habe ich keinen Augenblick gekannt.

So hat mich Gottes Gnade durch viel Freud und Leid geführt und mir einen friedlichen Lebensabend beschieden: dafür preise ich seinen Namen voll inbrünstigen Dankes.

⊕ +

Ziel, Ernst

Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes

Leipzig 1889